

Vergißeinnicht 1911

12 (1911)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Bruderklaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
Nr. 12.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Knaben im Korb.

Köln a. Rh.
Dezember 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatskirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Kindheit.

Ihr wunderprächt'gen Tage
Vergang'ner Kindeszeit,
Wo seid ihr hingezogen
Mit eurer Herrlichkeit?

Von all dem süßen Scheine
Was blieb mir doch zurück?
Ach nur ein leises Sehnen
Nach längst verbrauchtem Glück.

So wie im stillen Schweigen
Der kalten Winternacht
Vom Himmelsdom manch' Sternlein
Goldselig niederlacht.

So strahlt ihr fernen Zeiten
Mit eurer lichten Pracht,
Verjüngt das Herz, das alte,
Daß kindlich es noch lacht.

Und Kind werd' ich dann wieder,
Werd' seelenfroh vergnügt
Und freu' mich alles dessen,
Was mich als Kind entzückt.

Und all' die kleinen Freuden
Und all' die süße Lust,
Sie sind ein Frühlingszauber
In alt geword'ner Brust.

Josef März.

Missionsrede auf dem Katholikentage zu Mainz.

Rede des Hochw. Herrn P. Max Kassiepe
O. M. J., gehalten auf dem Katholikentage zu Mainz über die kathol. Heidenmission der Gegenwart.

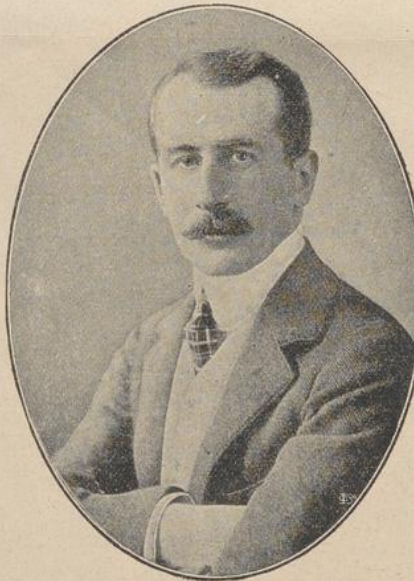
(Schluß.)

Wer an der Ausbreitung des Glaubens tatkräftigen Anteil nimmt, wird sich inmitten der so oft verworrenen Probleme unserer Tage viel leichter jenes zarte und doch so bestimmte Gefühl bewahren für alles, was echt katholisch und echt kirchlich ist, den *sensus catholicus*, die katholische Nase, wie man scherzhaft übersetzt hat. Nur ein Beispiel aus vielen, das ich selbst erlebt habe. Lange bevor der hl. Vater das Dekret über die tägliche Kommunion und die Kinderkommunion veröffentlichte, sprach ich mit einem eifrigen Missionsförderer, einem einfachen Handwerker, über die große Schwierigkeit, aus entarteten und verweichlichten Völkern, zum Beispiel in Indien, genügend Einheimische zum Priesterberufe heranzubilden. Da sagte er mir: „Wenn dort die Väter und Mütter täglich oder wenigstens öfter kommunizierten und wenn man ihren frühreifen Kindern vom zartesten Alter an die heilige Kommunion reichte, dann würden selbst die Folgen einer jahrtausende alten Vererbung des Lasters aufgehoben.“ (Lebh. Beif.) Als ich ihn fragte, woher er das wisse, antwortete er: „Wenn man als Katholik viel über die Rettung der Heidenjelen liest oder nachdenkt, dann wird es einem bald klar, daß es in unserer Kirche übernatürliche Kräfte gibt.“ (Erneuter lebh. Beifall.) Damit hat jener einfache Mann alle jene ängstlichen Katholiken geschlagen, die selbst nach dem Erscheinen der genannten Rundschreiben sich nicht zu

orientieren vermochten, weil sie übernatürliche Dinge mit menschlicher Berechnung messen wollten. Alle Missionäre rühmen die wunderbare Wirkung der öfteren Kommunion auf die Neubekehrten. (Bravo.) Beteiligen Sie sich tatkräftig am Missionswerk und Ihr Glaube wird gestärkt, Ihr Blick für das Uebernatürliche wird geschärft, weil Sie die göttliche Gnade am Werke sehen.

Sie müssen die Heidenmission mehr wie je unterstützen, weil sich derselben heute unwiederbringlich günstige Gelegenheiten bieten und weil die gegenwärtigen Zeitverhältnisse dringend zur Eile mahnen. Niemals waren die allgemeine Weltlage und die durch Technik und Wissenschaften errungenen Fortschritte dem Werke der Weltbefeuerung so günstig, wie heute. Das hat Gott gesügt, damit heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität mehr wie je der letzte Befehl Jesu ausgeführt werde: Gehet hinaus in die ganze Welt und lehret alle Völker! (Lebh. Beifall.)

Die Heiden stehen heute auch dem Evangelium freundlicher gegenüber als je zuvor. Die alten heidnischen Religionen sind ins Wanken geraten: Buddhismus, Konfucianismus, Hinduismus, ja sogar der Islam stehen vor einer Krise und machen eine vielleicht für die ganze Zukunft entscheidende Wandlung durch, die zur vollständigen inneren Auflösung führen



Fürst Alois zu Löwenstein,
Kleinheubach a. M. (Bayern).

kann. Es gibt wenige gebildete Heiden, für welche die bisherige Lehre noch die Bedeutung einer das Leben durchdringenden Religion hat, geschweige denn, daß sie noch an ihre Götzen glauben. Alle diese Völker befinden sich im Zustande geistigen Erwachens, wo die alten Religionsformen den meisten nicht mehr genügen. Zwar machen Buddhismus, Schintoismus und Islam verzweifelte Anstrengung, sich zu modernisieren und Proselyten zu

werben. In manchen Gegenden gelingt es ihnen; besonders in Afrika ringt der Islam erfolgreich an vielen Stellen gegen das Christentum, um die Neger zu sich herüberzuziehen, und es bedarf vereinter Anstrengungen aller beteiligten Religions-Gesellschaften, dieser Gefahr Herr zu werden.

Für Indien, China, Korea und Japan bestehen jetzt ganz neue und unbegrenzte, aber vielleicht nie wiederkehrende Möglichkeiten zur Christianisierung, wenn es nur nicht an Missionaren und Mitteln fehlt, um das große Werk durchzuführen. Katholische Missionare und protestantische urteilen hier in gleicher Weise. Die vorjährige protestantische Weltmissions-Konferenz zu Edinburgh hat den großen Ernst der gegenwärtigen Stunde für die Heidenmission hervorgehoben und es als eine entsetzlich verhängnisvolle Politik der christlichen Kirchen bezeichnet, wenn diese zuließen, daß jetzt, wo die Millionenvölker Asiens sich der abendländischen Zivilisation zuwenden, das Evangelium ausgeschaltet würde. Wenn die gewaltige Völkerflut während des nächsten Jahrzehntes im fernen und nahen Osten nicht zum Christentum hingelenkt wird, muß sie in den folgenden Jahrzehnten sich uns entgegenwerfen; wenn Japan, China und Indien nicht christlich werden, so werden sie, das ist die Ueberzeugung vieler, in weniger als 100 Jahren das ganze Abendland in Schrecken gesetzt und vielleicht unsere christliche Kultur vernichtet haben. Heute noch liegt's an uns, die Dinge im fernen Osten und in Afrika zum Guten zu wenden. Jetzt oder vielleicht nie muß nach menschlicher Berechnung für weite Missionsgebiete die Lösung gelten. Möchten doch alle Katholiken diesen Ernst der gegenwärtigen Stunde erkennen.

Und gibt uns Gott nicht selber zu erkennen, was er von uns will? Ist es nicht auffallend, daß in unserem, doch so sehr auf das Materielle gerichteten Zeitalter ein so gewaltiger Zug zum Missionsleben sich offenbart? Und trotzdem genügen die Kräfte dem Andrang noch nicht. An uns ist es, den Ruf der Gnade zu verstehen und ihm entweder selbst zu folgen, oder ihn bei andern edelmütig zu unterstützen. Wir müssen das Missionswesen um so mehr unterstützen, weil die Missionen vor einem weltgeschichtlichen Wendepunkte stehen, an dem es sich entscheidet, ob jetzt das Christentum siegt, oder ob wir für Jahrhunderte in der Missionierung der Heidenwelt zurückgeschleudert werden.

Wir alle können für die Missionen wirken. Das Missionsproblem der Kirche ist heute nicht in erster Linie ein finanzielles. Vor allem fehlt es überall an

Arbeitskräften, an Priestern, an Brüdern und besonders für den Orient an Missionschwwestern. Katholische Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr in ernster Prüfung die Stimme des Herrn erkannt habet, der Euch zum

Missionsberuf einladet, o zeigt Euch würdig dieser Berufung, höret nicht weiter auf die Stimme von Fleisch und Blut, denn Euch gilt das Wort: Wer Vater oder Mutter mehr lieb hat als mich, der ist meiner nicht wert! Und Ihr, christliche Eltern, was zaudert Ihr? Gibt es ein größeres Glück für Euch, als wenn Eure Kinder hinausziehen dürfen im Namen Jesu Christi, um hungernden Seelen das Brot des Lebens zu reichen und Licht zu spenden denen, die in Finsternis wandeln? (Beif.)

Damit aber alle von Gott Berufenen ihr Ziel erreichen, bedarf es der Missionshäuser. Die Protestanten sind hier vor dem Geseze freier als wir. Sie können Missionshäuser bauen, so viel sie wollen und wo sie wollen (hört! hört!), während es den katholischen Missionen

außerordentlich schwer, ja zeitweilig und in manchen Bundesstaaten vollständig unmöglich ist, ein Missionshaus zu gründen (hört!). Es gibt bedeutende rein-katholische Landesstriche, wo viele herrliche Priester-, Brüder- und Schwesterberufe verkümmern müssen, weil weit und breit kein Missionshaus ist, das sie ausbilden könnte. Hat die katholische Kirche die strenge Pflicht, Missionare auszubilden, so hat sie auch das unantastbare, göttliche Recht, diese Missionare auszubilden.

Wenn wir auch dankbar das Entgegenkommen mancher Regierungen anerkennen, so entspricht es doch dem fortgeschrittenen 20. Jahrhundert wenig, wenn man der katholischen Charitas und der katholischen Missionstätigkeit Fesseln anlegt, welche man für keine andere Religionsgemeinschaft kennt. (Sturm. Beif.) Mögen unsere hochverdienten katholischen Volksverteter in den Parlamenten niemals ermüden, in dem Kampfe um eine freierliche Entwicklung der heimatlichen Pflanzstätte unserer Heidenmission. (Erneuter Sturm. Beifall.)

Wer selbst nicht zum Missionswerke berufen ist, der soll und kann nach dem Maße seines Einkommens und seines Vermögens die Ausbildung von Missionaren und die Arbeit der Missionare unterstützen. Für geringe

irdische Güter bietet Gott Ihnen Himmlisches. Die 160 Millionen Protestanten opfern jährlich 80 Millionen Mark für die Missionen, das macht pro Kopf 50 Pfennig, während wir trotz unserer größeren Zahl nur 20 Millionen, d. h. pro Kopf 8 Pfennig opfern. (Hört!) Diese bescheiden geringe Summe kommt daher, daß viele Katholiken noch gar nicht ihre Missionspflicht er-



Dr. Michael Faulhaber, Bischof zu Speyer.



Kommerzienrat Haßner,
Bruder des + Bischofs Haßner,
Mainz.

kannt haben und nicht das geringste für die Heidenmission übrig haben, während für Vergnügungstouren, für Zigarren, für geistige Getränke, für Toilette usw. immer Geld da ist.

Damit die Unterstützungen der Mission reichlicher fließen, helfen Sie mit, daß die Missionsvereine überall eingeführt und weiterverbreitet werden (Hört!), an erster Stelle der Franziskus Xaveriusverein, der Ludwig-Missionsverein, die kleinen Missionsvereine der einzelnen Genossenschaften, die mächtig aufblühende Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen (Sturm. Beifall), die bereits 140 Tausend Mitglieder zählt. (Erneuter Sturm. Beif.) Letzterer Verein hat im Januar dieses Jahres in kurzer Zeit 52 Tausend Mark Extraausgaben für die Hungersnot in China gesammelt. (Beif.) Ich bitte alle Teilnehmer der Katholikenversammlung, die Ausstellung zu besichtigen, welche

schrift scheint berufen, der Missionsidee in den Kreisen der Gebildeten erhöhte Beachtung und neue Freunde zu verschaffen. Wenn erst an allen Universitäten und allen Priesterseminaren die Missionswissenschaft in den verschiedenen theologischen Disziplinen berücksichtigt wird, werden wir auch bald überall einen missionsfreundigen und missionskundigen Klerus besitzen.

Eines der besten Mittel, um die Verständnislosigkeit der Massen zu besiegen, besteht in der eifrigen Verbreitung der Missionszeitschriften. Neben den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens empfehle ich als schönste und allgemein interessierende Zeitschrift die altberühmten katholischen Missionen (Herder-Freiburg) (Beif.) Daneben haben die einzelnen Missionsgesellschaften ihre besonderen Zeitschriften, die verdienen, mehr bekannt und verbreitet zu werden. Bei den Protestanten, die dreimal so viel verschiedene Mis-



58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz: Der Festzug.

Phot. H. G. Brucker, Bingerbrück a. Rhein.

die rührige Leitung dieser Missionsvereinigung im alten Justizpalast ausgestellt hat. Außer der sehenswerten ethnographischen Ausstellung sind dort Paramente für 76 bedürftige Missionen im Werte von 60 Tausend Mark ausgestellt, die zum größten Teil von Mitgliedern angefertigt wurden. (Lebhafter Beifall.)

Gott sei dank beginnt es auch bei den katholischen Männern mächtig zu tagen. Die neugegründeten akademischen Missionsvereine haben ein herrliches Beispiel gegeben. Es fehlte uns bisher unter den Gebildeten an Männern, die für die Missionen Verständnis hatten und begeistert waren. Der akademische Missionsverein, den Fürst Löwenstein (Sturm. Beif.) in Breslau angeregt, und den Münster zuerst praktisch ins Werk gesetzt hat, (Ern. Sturm. Beifall) wird uns diese Elite erziehen. Darum fordere ich alle katholischen Akademiker dringend auf, ihm beizutreten. (Lebhafter Beifall.)

Noch eine andere bedeutungsvolle Missionsgabe hat uns die Alma mater Monasteriensis geschenkt, ich meine die dort unter fachverständiger Leitung aufblühende katholische Missionswissenschaft und ihre von Universitätsprofessoren und Missionaren herausgegebene Zeitschrift für Missionswissenschaft.

Sowohl die Vorlesungen über Missionswissenschaft, wie auch das missionswissenschaftliche Seminar von Dr. Schmidlin haben Anklang gefunden und die neue Zeit-

sionszeitschriften mit $3\frac{1}{2}$ mal so großer Auflage besitzen, kommt auf 30 Personen ein Abonnent, während bei uns erst auf 100 Katholiken ein Abonnent kommt. (Hört!) Wenn man bedenkt, daß bei uns die eifrigen Missionsfreunde meist mehrere Zeitschriften halten, so kann man die beschämende Tatsache feststellen, daß Tausende von Katholiken nichts über die Mission zu hören bekommen. Hier muß der Hebel angelegt werden. In jedes katholische Haus gehört eine Missionszeitschrift. (Lebh. Beifall.)

An die Seelsorgegeistlichen möchte ich die Bitte richten, dem christlichen Volke noch mehr als bisher über die Heidenmission zu predigen. Denken Sie an die Worte, die ein fürstlicher Laienprediger von Breslau aus Ihnen zugerufen hat: „Es wird zu wenig über die Mission gepredigt. Im Namen der 30 Millionen Heiden, die jährlich ungetauft sterben, bitte ich Sie, vergessen Sie in Ihrer Sorge um unser Seelenheil nicht die Seelen, die in Heidenländern verloren gehen. . . . Rufen Sie Kanzel, Christenlehre, den Kommunionunterricht aus, um uns und unsere Kinder über die Bedürfnisse der Missionen zu belehren, um unseren Eifer, unsere Opferwilligkeit zu wecken!“ Auch in den verschiedenen Vereinen könnte oft der Missionen gedacht werden. Vor allem möchte ich die Abhaltung verschiedener Missionsfeste oder Missionstage nach dem Muster

des Fuldaer Missionsfestes dringend empfehlen. (Lebh. Beifall.)

Eine Unterstützung kann uns auch der Aermste zu teil werden lassen, er kann und muß beten. Was nützt es dem Landmann, daß er pflügt und säet, wenn der Himmel den befruchtenden Regen verjagt? So ergeht es auch dem Missionar. Alles Unterrichten und Zivilisieren ist vergeblich, wenn nicht die Gnade die Herzen weich macht, und an der göttlichen Gnade fehlt es immer noch. Die Missionsvereine sind nicht nur Sammelvereine für die materielle Unterstützung der Missionen, sondern sie sind zugleich und in erster Linie Gebetsvereine. Beten Sie täglich heiß und innig und das Reich Gottes, das Reich der Himmel, das Reich der Glückseligkeit wird zu uns kommen und zu den armen Heiden. (Stürmischer, immer wieder ausbrechender Beifall.)

kleidet und auf eine mit Goldbrokat bedeckte Bahre gelegt. Die prächtige Gewandung wurde durch eine mit Edelsteinen besetzte Spange zusammengehalten; auf ihrem Haupte saß ein kleiner, von einer goldenen Krone eingefasster und mit bunten Federn besteckter Helm, um den Hals schlangen sich kostbare Korallenschnüre mit großen Perlen dazwischen, Ringe von Gold und kunstvolle Geflechte aus Elefantenhaaren bedeckten ihre Arme und Beine; an den Füßen aber hatte sie zierliche Sandalen aus rotem Sammt. Ringsum aber blühten und dufteten die schönsten Blumen. So wurde sie mehrere Stunden lang in mehr sitzender als liegender Stellung ausgestellt, den Kopf an ein kostbares Kissen gelehnt, das ihr Ehrenpall, unbeweglich wie eine Bildsäule, während der ganzen Zeit hielt. Eine zahllose Volksmenge strömte herbei, die geliebte, allverehrte Königin noch einmal zu sehen, während die Missionäre,



Waldanpflanzung durch schwarze Mädchen unter Aufsicht einer Missionschwester

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode der Königin Zingha verdoppelte man die Wachen um den Palast und gestattete am ersten Tag und in der folgenden Nacht niemand den Eintritt. Nachdem aber die Leiche entsprechend aufgebahrt war, ließ der Staatsrat am kommenden Morgen das Volk vor dem Palaste versammeln, verkündete den Tod der großen Königin und machte zugleich bekannt, daß sie vor ihrem Hinscheiden ihre Schwester Gambi zur Nachfolgerin bestimmt habe.

Diese Kunde erfüllte das gesamte Volk mit tiefer Trauer, von allen Seiten ertönte Jammern und Wehklagen. Die neue Königin wurde zwar in ihrem Ornat und den Abzeichen der königlichen Würde, Pfeil und Bogen, hoch emporgehoben und der Menge gezeigt, allein ihr Erscheinen erregte im ersten Augenblicke der Trauer nur geringe Teilnahme.

Die Hofdamen hatten inzwischen ihre verstorbene Gebieterin mit dem schönsten fürstlichen Schmucke be-

unterstützt von einigen Negern, welche des Lateinischen einigermaßen mächtig waren, die Totengebete verrichteten.

Da man sich gerade in der heißesten Jahreszeit befand, und daher zu befürchten war, der Leichnam möchte, obschon er gut eingesalbt war, bald in Verwesung übergehen, und trotz des Weihrauches, der beständig verbrannt wurde, einen üblen Geruch verbreiten, beschloß der Staatsrat, die Beerdigung noch vor Sonnenuntergang vorzunehmen. Bevor wir jedoch zur Schilderung der christlichen Beerdigungsfeier, wie sie hier an einer berühmten Königin vorgenommen wurde, übergehen, wollen wir sehen, wie die Schaggaer ihre Toten nach altheidnischem Ritus zu bestatten pflegten. Der mehrerwähnte P. Cavazzi erzählt darüber folgendes:

„Die Schaggaer kümmern sich nicht viel um ihre Kranken; liegt einer an einem gefährlichen Uebel hoffnungslos darnieder, so pflegen sie ihn aus Mitleid zu erdrosseln. Die Leichen werden einbalsamiert, und die

noch lebenden Frauen mit ihren verstorbenen Männern begraben. Man setzt die Leiche des Mannes, nachdem man sie gewaschen und ihr den besten Schmuck angelegt, in einer unterirdischen Kammer auf einen Stein oder Holzblock und übergießt sie mit einer wohlriechenden Salbe. Damit es dem Manne in der anderen Welt nicht an Bedienung und Gesellschaft fehle, postiert man rechts und links von ihm eine seiner Frauen und deckt dann die Grube zu. Solange Verwandte vorhanden sind, die an demselben Orte wohnen, gehen sie jeden Monat zum Grabe, gießen Ziegenblut und Palmwein darauf und stimmen Trauerlieder an.

Zum Gedächtnis berühmter Vorfahren aber veranstaltet man von Zeit zu Zeit ein feierliches Opfer, Quilwua genannt. Zu diesem Behufe umgibt man im Walde einen runden Raum mit mannshohen, oben zugespitzten Pfählen und hängt an der einen Seite, welche zugleich mit kostbaren Stoffen geschmückt wird, lebende Böcke, Hammel und Hühner auf, sowie irdene und hölzerne Gefäße, die mit Früchten und geistigen Getränken gefüllt sind.

Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, so tritt durch das Eingangstor, über dem eine Lanze mit einer großen Fahne aufgepflanzt ist, der Häuptling mit seinem Gefolge und einer Unmasse Volkes, alle in wohlgeordnetem Zuge. Unmittelbar darauf erscheinen die Gangas oder Doktoren mit den zum Opfertode bestimmten Menschen, deren Zahl sich gewöhnlich auf ein paar Hundert beläuft. Die meisten sind Kriegsgefangene, viele aber auch Schaggaer, die freiwillig und jubelnd in den Tod gehen wegen der Ehre, die ihnen bald zu Teil werden soll, nämlich den Geistern der Vorfahren als Gehilfen beigegeben zu werden.

Befindet sich unter den Opfern ein Häuptling oder sonst ein hervorragender Mann, so führt man ihn zuerst in den Kreis und läßt ihn mit vielen Förmlichkeiten und Ehrenbezeugungen niederstehen. Der Oberfeldherr oder ein anderer Heerführer stellt sich vor ihn, ersucht ihn, drüben in der anderen Welt bei den großen Geistern Fürbitte einzulegen für das Volk der Schaggaer und schlägt ihm mitten in der Rede mit einem Beile den Kopf ab. Auf dieses Zeichen fallen die Gangas auch über die anderen Opfer her und schlagen sie nieder, wobei sie mit solchem Ungestüm zu Werke gehen, daß schon manchem Zuschauer, der sich allzu neugierig vordrängte, ebenfalls der Kopf abgeschlagen wurde.

Nach dem Blutbade schichtet man am Grabe des Verstorbenen, zu dessen Ehre die ganze Feier veranstaltet wurde, die Leichname auf, und steckt durch den auf der höchsten Spitze des Haufens liegenden Leib des geopfertten Häuptlings eine Lanze mit einer Fahne. Vom Fleische dieser Opfer zu essen, galt als ein schweres Verbrechen; dennoch aber kam es bei dem Heißhunger dieser Wilden nach Menschenfleisch zuweilen vor, dann aber galt das ganze Opfer als unwirksam und mußte durch ein anderes ersetzt werden."

Solcher Art waren also die Totenfeierlichkeiten der heidnischen Schaggaer; sehen wir nun, wie sie als Christen ihre große Königin zur letzten Ruhe bestatteten. Zunächst hüllten die Missionäre, einem wiederholt geäußerten Wunsche der Königin folgend, die Leiche samt ihrem prächtigen Schmuck in einen schlichten Kapuziner-Habit. Man denke sich, Zingha, die früher so grausame, blutdürstige Tyrannin, wurde zuletzt im Ordensgewande des sanften, milden und demütigen hl. Franziskus begraben! Den Leichenzug eröffneten die Sänger mit dem Kreuze, ihnen folgten die Kapuziner-

Missionäre, dann eine Kapelle von hundert Musikanten mit ihren lärmenden Kriegsinstrumenten, indessen rechts und links vom Zuge, dem eine Unmasse Volkes sich anschloß, zwei Abteilungen des Heeres standen, die, während die Leiche durch ihre Reihen getragen wurde, einen Scheinkampf aufführten.

Mit Mühe gelangte man durch all das Gedränge nach der Kirche, wo ihre Ruhestätte schon bereitet und mit reichen Stoffen ausgeschlagen war. Mit der Königin wurden die prächtigsten Geräte, Gewänder und Schmuckfachen derselben, sowie ihre Waffen, was zusammen wenigstens den Wert von 50 000 Mark repräsentierte, in die Grube gesenkt; denn nach den Landesgesetzen war es niemand erlaubt, sich eines Gegenstandes zu bedienen, den sie bei Lebzeiten berührt hatte. Die beim Leichenbegängnisse anwesenden Hofdamen waren jedoch auf keine Weise zu bewegen, in die Gruft hinabzusteigen, um all die Sachen hübsch zu ordnen, denn sie glaubten trotz aller Gegenvorstellungen, man würde sie mit ihrer Gebieterin lebendig begraben. Als aber die Gruft geschlossen war, kamen sie herbei und durchwachten an derselben unter Tränen und Jammern die ganze Nacht. Am folgenden Tag wurde der Trauergottesdienst abgehalten, welchem die neue Königin mit ihrem ganzen Hofe beizuhnte.

Sofort nach Beendigung der kirchlichen Feier erschienen sämtliche Heerführer bei den Missionären und baten um die Erlaubnis, ein öffentliches „Tombo“ oder Totenfest veranstalten zu dürfen, da es ungerecht sei, eine Fürstin, der ihr Volk soviel zu verdanken habe, dieser Ehre zu berauben. Die erstaunten Mönche gerieten über dieses Ansinnen in nicht geringe Verlegenheit; da sie aber wohl einsehen, ein etwaiges Verbot würde keine Beachtung finden und könnte eventuell die ganze christliche Religion bei diesem kriegerischen Volke in Frage stellen, gestatteten sie das Fest, jedoch unter der Bedingung, daß man dabei weder Menschenblut vergieße, noch Tiere opfere noch unzüchtige Tänze aufführe.

Die Uebereinkunft fand lauten Beifall. Es erschienen sieben bis acht Tausend Männer in voller Kriegsrüstung und eine ungezählte Menge Volkes: Männer, Frauen und Kinder. Die neue Königin selbst trat mit all ihren Beamten und Heerführern auf, und sobald sie jedem seine Stelle angewiesen hatte, erbaute man schnell etwa 900 Hütten, teilte sie wie eine Stadt in Viertel, und legte in jedes derselben eine Wache von hundert Mann, lauter starke, auserlesene Leute.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, lief der oberste Anführer des Heeres durch die Reihen der Krieger und schrie aus Leibeskräften in einem kläglichem Tone: „Le, lelé, lelé!“ Es war dies ein Schrei, womit man sonst in Zeiten dringender Not die Krieger unter die Waffen rief. Diese antworteten mit dem gleichen Ruf, zum Zeichen, daß sie parat seien.

Nun stieg der Heerführer auf eine Anhöhe und rief, er habe den Auftrag, allen Bewohnern des Reiches Matamba zu verkünden, Zingha, ihre große, unvergleichliche Königin sei gestorben. Bei diesen Worten erhob sich ringsum ein herzzerreißendes Jammergeschrei; es war, als seien alle ob des großen, unermeßlichen Verlustes der Verzweiflung nahe. Man blies zum Aufbruch, und die Krieger sangen sogleich an, mit der größten Lebhaftigkeit und Kunstfertigkeit die Art und Weise der verstorbenen Gebieterin darzustellen, indem sie täuschend nachahmten, wie sie das Heer zum Kampfe anführte, den Feind angriff, ihn schlug und verfolgte; wie sie ferner einen schein-

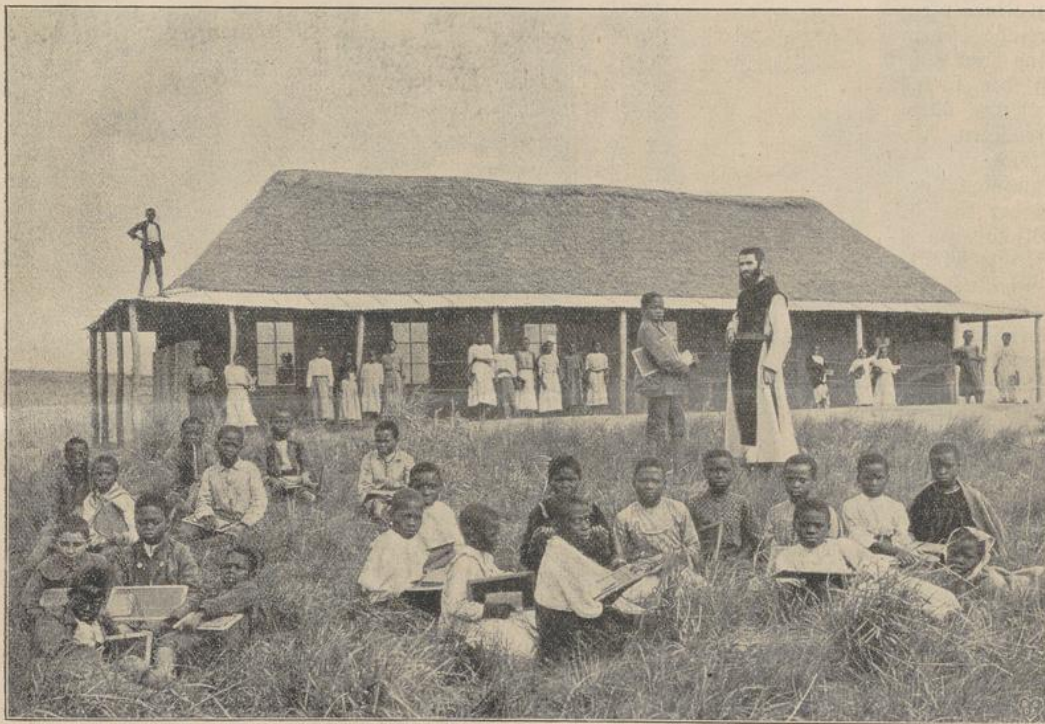
baren Rückzug anordnete und den unvorsichtigen Gegner in einen Hinterhalt lockte, oder wie sie eine Stadt belagerte, oder einen Sturm zurückschlug. — Nach der gelungenen Ausführung all dieser Manöver zogen sie mit den Pfeilen auf den gespannten Bogen und dem Ruf: „Pute — Pute — Pute!“ an ihren Befehlshabern vorüber, um anzudeuten, sie seien bereit, auch für ihre neue Königin ihr Leben zu lassen, falls sie gegen einen Feind ins Feld zöge.

Darauf kam die Reihe an die Staatsbeamten; auch sie wiederholten genau, was sie unter Zinghas Regierung zu tun gewohnt waren: sie hielten Rat, gaben Befehle und fällten Urteile. Auch die Hofdamen nahmen an der Vorstellung teil und verrichteten ihren gewohnten Dienst, bis man ihnen sagte, sie bräuchten

Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs.

Himmelberg. — Infolge unvorhergesehener Umstände mußte der Hochw. Herr zweimal den für die Firmung angesetzten Tag verschieben, sodaß unsere schwarzen Neubefehrten, die seine Ankunft mit Sehnsucht erwarteten, auf eine kleine Geduldprobe gestellt wurden. Schließlich kam er dann noch einen Tag früher, als angesagt worden war. Samstag abend, den 22. Juli, erschien nämlich ein Bote von St. Michael mit der Kunde, Se. Bischöfl. Gnaden würde schon Sonntag nachmittag hier eintreffen.

Sofort wurden die nötigen Vorkehrungen zu einem möglichst würdigen Empfang des geliebten Oberhirten getroffen. Die Schwarzen hielten fleißige Ausschau,



Granz-Xaver-Schule in Mariannhill.

sich nicht weiter zu bemühen, denn ihre geliebte Herrin sei tot. Nun aber weinten und schrieten sie zum Erbarmen, rauchten sich die Haare aus und waren untröstlich vor Jammer und Leid über den Tod ihrer Fürstin.

Diese Leichenfeier dauerte sechs volle Tage; es fehlte zur Befriedigung der Teilnehmer nur noch das Menschenfleisch, wonach alle, wie man wohl wahrnehmen konnte, sehr lüstern waren. Die neue Königin ersetzte diesen Mangel durch einen glänzenden Schmaus, wozu sie die reichen Geschenke benützte, die man ihr von allen Seiten anbot.

Die Missionäre bemühten sich zwar, das Volk auch zum Besuche der Kirche zu bewegen; allein solange das Tombo dauerte, waren ihre Bitten und Vorstellungen vergebens. Als aber das Fest vorüber war, strömte groß und klein ebenso eifrig zum christlichen Trauergottesdienste, den P. Cavazzi, der Beichtvater Zinghas, abhielt und den er volle acht Tage hintereinander wiederholte.

(Fortf. folgt.)

ob er wohl bald käme. Richtig, um 4 Uhr nachmittag traf er ein, doch nicht zu Pferd, wie gemeldet worden war, sondern schön bescheiden auf einem Eselswagen. Hierzulande muß man eben mit dem vorlieb nehmen, was man hat, und kann nicht jeder nach Stand und Würde auftreten. Der Hochwürdigste Herr ist übrigens längst an derartiges gewöhnt und weiß sich in alles zu fügen.

Vor dem Triumphbogen machte die vierspännige Karosse Halt. Der Hochw. Herr Bischof stieg aus, und ich begrüßte ihn im Namen der ganzen Gemeinde und speziell unserer Firmlinge in einer kurzen Anrede in seiner französischen Muttersprache, was ihn sehr erfreute. Hierauf traten zwei weißgekleidete Mädchen vor und boten ihm in englischer Sprache einen herzlichen Willkommen. Zuletzt zog alles in feierlicher Prozession in die festlich geschmückte Kirche ein, wo der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt wurde.

Nach dem Abendessen erschien die fröhliche Schul-

jugend mit einigen buntfarbigen Lampions auf dem Plan und zeigte zunächst vor dem geliebten Oberhirten ihre gymnastischen Künste; dann ging es gemeinsam der Schule zu, wo noch eine Menge fröhlicher Lieder gesungen wurden. Zum Schluß hielt der Hochwürdigste Herr Bischof an die Kinder eine liebevolle Ansprache, legte ihnen Zweck und Aufgabe der Missionschule klar und ermahnte sie, die ihnen gebotene Gelegenheit treu zu benützen. Hierauf ließ er sich noch väterlich mit den Kindern ein und reichte jedem den Ring zum Kuß, so daß der schöne Abend einen überaus freudigen Abschluß fand.

Am nächsten Morgen las der Hochw. Herr Bischof um 8 Uhr die hl. Messe, woran sich die Spendung der hl. Firmung anschloß. Die Zahl der Firmlinge betrug 57. Die Schwarzen waren ganz begeistert für ihren Bischof, an dessen freundlichem und leutseligem Wesen sie erkannten, daß er sie wirklich liebe habe und als seine geistigen Kinder betrachte. Gegen halb 12 Uhr verabschiedete sich der hohe Herr, wobei ihm die Firmlinge noch eine gute Strecke weit das Geleite gaben. Mit dem bischöflichen Segen und einem kräftigen „Salami kahle, lebet wohl,“ trennte er sich von ihnen, was die Schwarzen mit einem urkräftigen, viestimmigen „Hamba kahle, baba otandekayo, ziehe wohl, geliebter Vater,“ beantworteten.

Möge Gott und Herde, die an diesem Tage mit dem Siegel des hl. Geistes bezeichnet wurde, sich einst wieder treffen im Lande der Seligen, wo es kein Scheiden mehr gibt und keine Trennung. Das walte Gott!

P. Odo Ripp, R. M. M.

Brave Kinder sind Engeln gleich, Ihrer ist wahrlich das Himmelreich!

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Gegenstschau. — Heute möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen ein kleines Mädchen vorführen,



Missionschule in Himmelberg.

das zwar nicht zu den bravsten unserer Schule zählt, aber doch wieder viel Gutes und Liebes an sich hat. Es ist das unsere Cecilia; ein fluges, munteres Ding von etwa acht Jahren. Ganz ohne Fehler ist die Kleine

nicht, hat aber auch wieder ein weiches, empfängliches Herz und ist schnell bereit, einen gemachten Fehler wieder gutzumachen.

Als ich jüngst beim Unterrichte von der Vorbereitung auf die erste hl. Beichte sprach, kam sie nachher mit einem recht betrübten Gesichtchen zu mir, und ich sah ihr sofort an, daß sie etwas Schweres auf dem Herzen habe. Auf die Frage, was ihr denn fehle, kniete sie demütig nieder, ließ das Köpfchen sinken und bat mich gar inständig um Verzeihung, wegen des vielen Verdrußes, den sie mir schon gemacht habe. „Schwester, verzeihe mir doch,“ fügte sie bei, „ich habe so viele Sünden; laß mich doch auch bald zur hl. Beichte gehen, denn ich möchte wieder ein reines Herz bekommen!“

Ich war erstaunt; denn Cäcilia ist noch sehr klein, und ich hatte nicht erwartet, daß sie schon eine solche Erkenntnis ihrer Fehler habe. „Kennst du deine Sünden aber auch?“ fragte ich sie, „namentlich deinen Hauptfehler?“ „Gewiß,“ erwiderte sie prompt, „ich habe schon oft gelogen und genascht.“ Ich mußte sie schnell unterbrechen, denn ich glaube, sie hätte mir sonst noch all ihre Sünden öffentlich hergesagt.

„Willst du dich aber auch wirklich bessern und deine Fehler ernstlich abzulegen suchen?“ — „Ja, ich will besser werden! Wenn ich gebeichtet habe, will ich nicht mehr lügen, nein, nie mehr, und naschen will ich schon gar nicht mehr. O, bitte, Schwester, laß mich doch mit den anderen Kindern zur hl. Beichte gehen!“ — Was konnte ich da anders tun, als ihre Bitte gewähren, zumal seitdem der hl. Vater in Rom selbst erklärt hat, man solle die Kinder zu den hl. Sakramenten gehen lassen, sobald sie die Unterscheidungsjahre erlangt hätten? Cäcilia war überglücklich! Ein paar Minuten später fand ich sie schon vor unserer Lourdes-Grotte eifrig betend; und seitdem bemüht sie sich augenscheinlich, ein recht gutes, braves Kind zu werden und bereitet sich eifrig auf ihre erste hl. Beichte vor. Gleich am ersten Tage bat sie mich, ihr einen Katechismus zu leihen — die Kleine kann das Lateinische schon fließend lesen, — und da lernt sie nun abends daheim beim Scheine des Herdfeuers die Fragen und Antworten auswendig. Ich habe nur den einen Wunsch, daß sie ihren guten Vorsätzen auch treu bleibt. Wer von unsern Lesern und Leserinnen betet für die kleine Cäcilia ein Ave Maria?

Zum Schlusse noch eine kleine Episode von ein paar herzlichen Geschwisterchen, einem Knaben und einem Mädchen, die mit ihrer zarten, innigen Kindesliebe selbst manchem weissen Kinde zum Vorbild dienen könnten. Es ist das die achtfährige Rosa und der bald sechsfährige Petrus. Beide besuchen die hiesige Dorfschule und machen mir ob ihres Fleißes und mustergiltigen Betragens viele Freude.

Eines Tages aber kamen sie auffallend still und ernst zur Schule. Rosa trug ihr kleines, erst ein paar Monate altes Schwesterchen, Koletta, auf dem Rücken; in der linken Hand hielt sie ihr Eßtännchen und an der rechten führte sie ihr zweites Brüderchen, den kleinen vierjährigen Paul. Beide, Rosa und Petrus, schauten überaus ernst und sorgenvoll drein. Das fiel mir auf, denn sonst strahlten und leuchteten ihre bronzefarbenen Gesichtchen wie lauter Sonnenschein. Da mußte offenbar etwas Außergewöhnliches vorliegen.

Kurz darauf wurde das dritte Zeichen zum Beginn der Schule gegeben; aber auch während des Unterrichtes heiterten sich die Gesichter nicht auf, und über Peters Wangen sah ich ab und zu eine dicke Träne rollen.

Gleich nach der Schule eilten Rosa und Peter Hand in Hand der Lourdes-Grotte zu und beteten eine Weile still. Dann gingen sie weg, nahmen ihr kärgliches Mittagsbrot, worauf sie abermals zur Grotte gingen, und nach einer Viertelstunde ein drittesmal.

Jetzt frug ich den kleinen Petrus, warum er denn heute so traurig sei und mit seiner Schwester so oft zur lieben Muttergottes gehe, um dort zu beten. — „Mütterchen ist krank,“ war das einzige, was er herausbrachte; dann rollten schon wieder Tränen über



seine Backen und ersticken seine Stimme.

Vor Beginn des nachmittägigen Unterrichtes sah ich die beiden noch ein paar-mal zur Grotte gehen. Das Mädchen hatte dabei ihr Rosenkränzlein mit blauen Glasperlen in der Hand und schien die einzelnen Ave, die sie beteten, zu zählen. Selbst nach der Schule gingen die beiden Geschwister nochmals dorthin, obschon jetzt ihr Tun den anderen Kindern auffiel. Erst nach ver-

Weihnachtswünsche. Von E. Unger.

richteter Andacht — die übrigen Kinder waren inzwischen schon alle fort — nahm Rosa ihr kleines Schwesterchen wieder auf den Rücken, ergriff den vierjährigen Paul an der Hand und wanderte mit Petrus dem elterlichen Heime zu. Die beiden älteren Geschwister sahen jetzt weniger traurig aus, es lag etwas wie seliger Hoffnungsschimmer auf ihrem Gesichte.

Beim Gittertor, das ich den Kindern aufschloß, fragte ich Rosa, was es denn heute mit ihnen sei? Da hob das gute Kind sein freundliches Gesichtchen mit den großen, freien Augen zu mir empor und sagte: „Die Mutter ist krank daheim; und als wir zur Schule gingen, sagte sie uns, wir sollten fleißig zur lieben Muttergottes gehen, welche die Kranken gesund macht. (Sie meinte unsere liebe Frau von Lourdes.) Dort sollten wir für sie jedesmal drei Ave Maria beten, und sie hoffe, daß es dann mit ihr wieder besser gehen würde.“

Ich lobte die Kinder wegen ihres Gehorsams und ihrer Liebe zur Mutter und frug dann, wie viele Ave Maria sie denn für die Mutter gebetet hätten? Denn sie seien ja wiederholt zur Lourdes-Grotte gegangen. Da begann Rosa an ihren Fingerchen zu zählen und sagte dann: „Wir haben, wie die Mutter sagte, immer drei Ave Maria gebetet; aber wir sind neun Mal zur Grotte gegangen. Wir haben eine *Novene* gehalten, damit die Mutter ja recht bald gesund wird.“

Auch Peterl weinte nicht mehr, denn er hoßte fest, das böse Fieber werde gleich fortgehen, und die „Ma“ werde heute noch aufstehen und wieder gesund sein wie zuvor. „Die Ma hat gesagt: Die Muttergottes an der Grotte hilft den Kranken; und was die Mutter sagt, ist immer wahr.“

Am nächsten Tag kamen die beiden Kleinen frisch und fröhlich zur Schule gelaufen. Die „Ma“ war wieder gesund, und im Herzen der beiden Geschwister war wieder eitel Sonnenschein.

Ankunft der ersten Missionschwester in Triashill.

Von Br. Slavian, R. M. M.

Monatelang hatten wir hier auf die Ankunft der ersten Schwester gewartet. Zwei Brüder aus Mariannhill hatten die nötigen Wohngebäude hergestellt, alles war bereit, doch ihr Erscheinen verzögerte und verschob sich von einer Woche zur anderen. Unzähligmal wurde ich von den Schwarzen gefragt: „Wann kommen denn unsere Wamaji (Mütter)?“ So werden sie hier von den Eingeborenen genannt. Immer hieß es: „Bald, in wenigen Wochen“; doch aus den Wochen wurden Monate.

Endlich kam die Kunde: „Die Schwestern sind von Heiligblut nach Afrika abgereist“. Vier Wochen später hieß es: „Sie sind in Mariannhill“; noch ein Monat und darüber, und es ward gemeldet: „Vier Schwestern sind auf dem Wege nach Triashill“. Am 5. Oktober 1910, nachmittags 4 Uhr, trafen sie endlich glücklich und wohlbehalten hier ein. Drei von ihnen: Schwester Polhcarpa (Gärtnerin), Schwester Maximina (Köchin) und Schwester Olympia (Näherin), waren Neulinge in der Mission; sie kamen direkt von Heiligblut in Holland. Ihre Vorsteherin dagegen, Schwester Agatha, ist schon weit über zwanzig Jahre in der Mariannhiller Mission tätig.

Bei ihrer Ankunft war alles auffallend still. Es waren gerade Schulferien; die Tageschüler blieben also

daheim, und sogar von unsern 50 Kostschülern waren die meisten nach Hause gegangen. Um so lebhafter ging es dagegen zwei Tage darauf her! Die Kinder hatten gehört, die „Wamaji“ seien gekommen, und jedes, jedes wollte sie sehen und begrüßen, und sie wollten ihnen miteinander eine rechte „Ehre antun“. Von allen Außenstationen, von „St. Cassian“, „St. Bonifaz“, „St. Antonius“ usw. kamen sie in hellen Haufen herbei. Von „St. Barbara“ allein kamen gegen 200 Schulkinder mit einer Menge weißer und roter Fähnchen angerückt. Ein Burische trug eine Fahne mit rotem Kranz, das war die „St. Barbara-Standard“. Als Gegenstück trug ein robustes Mädchen auf einer langen, schön verzierten Stange einen Schild. Darauf standen die Worte: „Kajiwani Masista, Schwestern seid gegrüßt!“ Zuerst ging in die Kapelle, — der erste Gang der schwarzen Neubefehrten gilt immer dem lieben Heiland im Labyrinth —, wo ein religiöses Lied gesungen wurde; dann stellten sie sich in langer Doppelreihe auf und zogen unter Gesang der Schwesternwohnung zu. Hier ward zunächst den Neuangekommenen mit den auf dem Schilde angebrachten Worten ein dreifach donnerndes „Hoch“ gebracht, und dann sangen sie über eine halbe Stunde lang, was sie an Liedern nur immer Schönes und Gutes wußten. Endlich marschierte „St. Barbara“ ab, um den andern Tageschulen Platz zu machen. Um 12 Uhr war Mittagessen; es gab ein paar Schüsseln voll Erdnüsse mit etwas Mamba. Nach kurzer Rast stand alles auf, bildete eine lange, lange Linie und nun zog man unter Spiel und Gesang und Tanz jubelnd und jauchzend in ganz Triashill umher. Des Singens, Hüpfens und Lärmens wollte kein Ende sein, denn der Schwarze kennt in solchen Fällen keine Ermüdung. Wir selbst mußten ihnen zuletzt sagen, es sei nun Zeit, wieder an die Rückkehr zu denken. Da stellte sich jede Schule zum feierlichen Abschied nochmals vor der Schwesternwohnung auf und ließ abermals ein kräftiges Lied erschallen. Die Schwestern hatten natürlich an den munteren Kindern, die von der ersten Stunde an solch' herzliche Zuneigung bewiesen, große Freude und teilten an dieselben Medaillen aus.

Kast ebenso feierlich ging es zwei Monate später zu, als Schwester Paula, die Generaloberin unserer Schwestern, zur Visitation hier eintraf. In ihrer Begleitung war Schwester Dulcissima, die für die hiesige Schule bestimmte Lehrerin. In Triashill aber fühlte man schon in den ersten acht Tagen, daß neue Kräfte im Hause waren. Möge für alle Zukunft die Arbeit unserer treuen, eifrigen und überaus opferwilligen Missionschwester vom reichsten Segen Gottes begleitet sein!

Unsere Außenschulen „St. Bonifaz“ und „St. Paul“.

Von Br. Slavian, R. M. M.

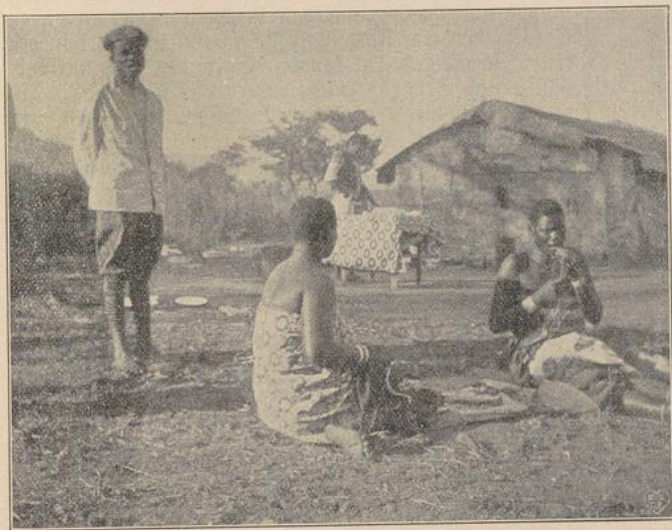
Triashill. — Zwei gute Wegstunden von unserer Missionsstation Triashill entfernt, erhebt sich in nördlicher Richtung ein hoher Berg, Chimira mit Namen. Bei diesem Berge liegt ein großer Kraal mit 25 schulpflichtigen Kindern; doch die Entfernung ist zu groß, als daß sie jeden Tag bei gutem und schlechtem Wetter nach Triashill kommen könnten. Noch schwieriger liegen die Verhältnisse für einige andere Kraale, die zwei bis drei Kilometer weiter zurück, hinter dem Chimira-Berg liegen. Und doch wollten auch sie nur allzu gern eine Schule haben. Mehr als einmal kamen sie mit

einem diesbezüglichen Bittgesuch hieher und versprochen, gern das nötige Material herbeizuschaffen und beim Bauen selbst zu helfen. Ja, eines Tages erklärten sie, es sei schon alles bereit, sie hätten Holz und Deckgras in Menge herbeigeschleppt, und wir möchten nun kommen und die Schule bauen.

es wäre doch besser gleich eine eigene Schule zu bauen. Alles war damit miteinander verstanden, und schon wenige Tage darauf lag Holz und Deckgras hierfür parat. Es fehlte noch die Einwilligung der englischen Regierung; sie wurde von unserm Hochw. P. Superior persönlich in Rusapi erwirkt. Nun konnte es losgehen.

Ich schloß also meine Schule in „St. Barbara“ auf ein paar Tage zu und begab mich nach dem afrikanischen „St. Paul“, auch dort eine Schule zu bauen. Nach drei Tagen war sie fertig. Sie liegt auf einer sehr schönen Ebene, nur wenige Minuten von fünf großen Kraals entfernt, sodaß die Kinder selbst bei ungünstiger Witterung leicht zum Unterricht kommen können. Die Größenverhältnisse sind: 40 Fuß lang, 12 breit und 9 hoch. Das Dach hat eine sehr spitze Form, sodaß auch bei starkem Regen kein Wasser hineinkommt. Im Innern ist es sehr lustig und kühl. Die vier Fenster haben die Schwarzen selbst bezahlt, desgleichen steuerten sie 10 Mark und zwei Schweine zum Schulbau bei. Als besonderer Schmuck der neuen Schule sei erwähnt: ein Kreuzifix, ein hübsches Herz-Jesu-Bild und ein paar Stück Kaliko mit Chimanika-Buchstaben beschrieben. Die Ausstattung aber bildet ein Tisch und eine schwarze Schultafel.

Die von unserm Superior, dem Hochw. P. Abalbero, vorgenommene Einweihung der Schule gestaltete sich zu einem schönen Feste. Alle die vielen Söler von „St. Barbara“ gingen mit. Sie trugen weiße und rote Fähnchen und sangen und jubelten auf dem ganzen Weg. Ich marschierte mit den Kindern voraus, während P. Superior mit einigen größeren Burschen langsam nachkam. Gegen 10 Uhr war ich dort. Die Schule wurde rasch mit Blumen und frischem Grün geschmückt, während aus den benachbarten Kraals das Volk massenhaft herbeiströmte. Bei Ankunft des P. Superiors intonierten wir ein kräftiges Lied; er selbst hielt eine kurze Ansprache an das Volk und nahm sodann die Benediktion der Schule vor. Den Schluß bildeten Gesang und einige Gebete. Nach frugalem Mittags-

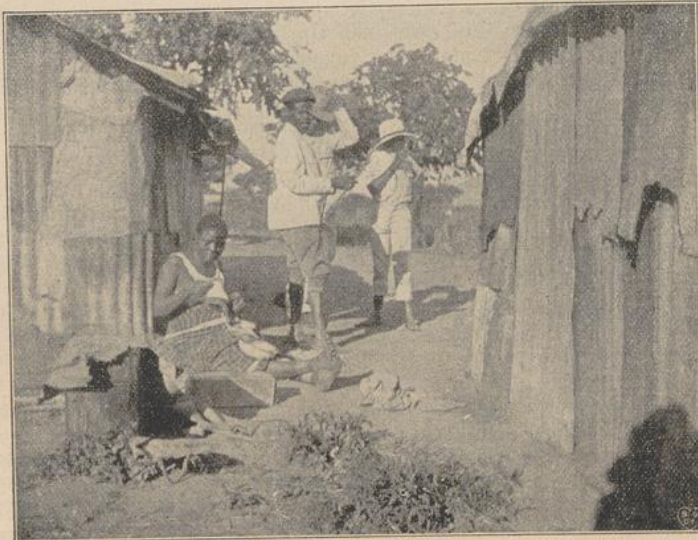


Weiber bei Triashill verfertigen Perlenknecht.

Ich ging hinüber. In vier Tagen stand die neue Schule, als deren Patron wir den hl. Bonifatius, den Apostel Deutschlands, wählten, fix und fertig da. Sie ist 45 Fuß lang, 14 breit und 9 hoch; sechs mittelgroße Fenster sorgen für das nötige Licht. Schon von ferne gesehen, macht sie sich ganz prächtig, denn sie liegt auf einem schönen, weithin sichtbaren Platz und ist rings von schattigem Buschwerk umgeben. Als Lehrer aber fungiert daselbst ein schwarzer Christ, Markus mit Namen. Er ist verheiratet und wohnt gleich nebenan. Die Zahl der Kinder ist rasch auf 80 gestiegen. Zeitweilig geht auch unser P. Superior nach „St. Bonifatius“ und erteilt daselbst christlichen Unterricht.

Die zweite Lageschule „St. Paul“ liegt eine halbe Stunde hinter dem dreizackigen Gebirgsstock, von dem Triashill (Dreifaltigkeitsberg) seinen Namen hat. Es ist das der Kettenberg, der vorhin genannte Chimira und der Nyamamba, welcher sich mit seinen fahlen, weißen Felswänden fast 4000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Hinter dem sogenannten Kettenberg, jenseits unseres Missionsgutes, liegt eine große, weit ausgedehnte Ebene mit mehreren heidnischen Kraals. Von den größeren Kindern lassen zeitweilig einige herüber in unsere St. Barbara-Schule; für die kleineren aber war der Weg über das Gebirge zu weit.

Ich hatte Mitleid mit den Kindern und berief eines Tages die Männer nach „St. Barbara“, um ihnen die Notwendigkeit einer eigenen Schule klarzulegen. Als ich den Vorschlag machte, für den genannten Zweck einen Kraal zu räumen, meinte einer der anwesenden Burschen,



Armseliger Huttenbau in Umtali bei Rhodesia.

mahl marschierte ich mit meinen Kindern wieder nach „St. Barbara“ zurück.

Die Zahl der Schulkinder in unserm „St. Paul“ beträgt gegenwärtig fünfzig, doch hoffe ich, daß sie in Bälde noch höher steigen wird; denn schon fangen einzelne an, aus der $\frac{3}{4}$ Stunden davon entfernten amerikanischen (protestantischen) Schule zu uns herüber zu kommen.

Mein lieber Leser, alle unsere Schulen, sowohl die in Triashill, wie auf sämtlichen Außenstationen sind recht arm; die Kinder aber sind außerordentlich eifrig, willig und gut, und verdienen wahrlich eine kräftige Unterstützung. Der Bedürfnisse und Anliegen gäbe es viel, weil ich jedoch weiß, wie sehr gegenwärtig die Opferwilligkeit unserer Leser in Anspruch genommen wird, getraue ich mir nur eine einzige Bitte vorzutragen, nämlich die um eine kleine *Glocke*, im Gewichte von 1 bis 2 Zentnern. Wir könnten allerdings deren drei brauchen, doch ich will nicht unbescheiden sein. Schon eine einzige wäre mir hochwillkommen. Wer will uns und unsern braven Kindern diese Freude machen?

Eine Ferienreise.

Von Fr. Burckhard, R. M. M.

Mariannhill. — „Ferien!“ welche Freude, welchen Jubel ruft dieses eine Wort in einer Studentenseele wach, nicht nur in Europa, sondern auch im dunkeln Erdteil, im heißen Afrika. Viele Tage und Wochen hindurch hatten wir auf der harten Schulbank hinter unseren Büchern gesessen und geschwitzt; dann kamen zum Schluß noch die gestrengen Gramina, doch nun war alles glücklich überstanden. Die heißersehnte Ferienzeit war da, und was unsere Freude verdoppelte und verdreifachte, war die überraschende Kunde, der ehrwürdige Vater Abt habe gnädigst gestattet, daß wir einen Teil derselben auf unserer Missionsstation *Lourdes* zubringen dürften. Wer beschreibt den Jubel, den diese frohe Botschaft in unseren jungen Herzen auslöste! Wir sollten nach den Stationen gehen und sollten dort das schöne Missionsleben, dessentwegen wir Eltern und Heimat verlassen hatten, in nächster Nähe sehen und kennen lernen!

Wir waren sieben Studenten und ein Priester, der während des Semesters als Lektor fungiert hatte. Die Reisebündelchen waren rasch geschnürt, der Priester las schon um $\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe die hl. Messe — in Missionsländern gibt's in diesem Punkte weitgehende Dispensen — und nach kurzem Frühstück fuhren wir nach Pinetown, der nächsten Bahnstation von Mariannhill. Es war eine wundervolle, herrliche Nacht. Tausende von Sternlein funkelten und glitzerten am großen Himmelsgewölbe und blickten so traulich auf uns hernieder, als wünschten sie uns allen eine glückliche Reise und recht vergnügte Ferien.

Gegen vier Uhr brauste der Zug heran, wir stiegen ein, und fort ging es durch die stille Nacht in eine uns unbekannte Welt hinein. Nach etwa $3\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt waren wir in B. Maritzburg, der gartenreichen Hauptstadt Natal's. Von hier ging es in hellem Sonnenschein auf einer Zweiglinie nach der Kapkolonie. Wir kamen aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Denn da ging es viele Stunden lang über Berg und Tal dahin, bald an schmucken Dörfern und trauten Farmerwohnungen vorbei, bald durch endloses Weideland mit einzelnen Kaffernhütten und afrikanischem Urwald.

Hier kam eine mächtige Bergkuppe mit zahlreichen Ausläufern, dort ein Tal mit raschen, silberhellem Wasserlauf. Auch an einzelnen unserer Stationen, an St. Augustin, Revelaar und Czenstochau kamen wir vorüber; wir hätten nur allzugern Halt gemacht und nähere Umschau gehalten, doch das wilde Dampfstoßpustete und feuchte unaufhaltsam weiter, hier in vielen Serpentinien eine stolze Anhöhe hinauf, und dort in ein tiefes, schauriges Tal hinab. Es kamen auch mehrere Flüsse und Brücken; zuletzt fuhren wir über den Inguangwane in die Kapkolonie hinein, wo wir gegen fünf Uhr abends bei Malenge ausstiegen. Wir waren da herzlich froh, daß wir die 13stündige Eisenbahnfahrt glücklich hinter uns hatten, denn ein paar wären von dem ewigen Kütteln und Stoßen fast „seefrank“ geworden.

In Malenge erwarteten uns fünf gesattelte Pferde und ein für drei Personen bestimmtes Gefährt, um uns nach Lourdes zu bringen. Ich machte mich gleich an die Pferde heran und suchte mir das kleinste aus; denn erstens hoffte ich hier leichter oben zu sein, und zweitens nicht so hoch herunterzufallen, wenn's einmal schief ging. Die Sache ließ sich übrigens besser an, als ich dachte; jeder von uns behauptete seinen Sitz. An Abwechslung fehlte es übrigens nicht. Die Gangart wurde weniger von den Reitern — denn wir waren alle Neulinge — als von den Pferden selbst bestimmt, und so bestätigte sich wiederholt das Wort der Schrift: Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten sein. Streckenweise ritten wir ziemlich scharf, so daß wir unerwartet früh an unserem Reiseziel anlangten. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends knieten wir schon in der geräumigen Missionskirche zu Lourdes, um dem lieben Heiland im Tabernakel für den glücklichen Verlauf unserer Reise zu danken.

In Lourdes wurden wir in überaus herzlicher Weise aufgenommen; wir merkten sofort, daß wir uns unter Brüdern befanden. Unsere Ferienzeit dauerte 14 Tage und wurde bestens ausgenützt, uns leiblich und geistig zu erholen. Während der Morgenstunden erfüllten wir unsere religiösen Pflichten, dann ging es hinaus in Gottes freie Natur. Wir machten Ausflüge teils zu Fuß, teils zu Pferd, machten Streifzüge in die afrikanischen Urwälder und besuchten die verschiedenen Außenstationen und Katechesenstellen St. Bernard, Dumisa, St. Xaver usw. Einmal ging es auch nach dem unseren Lesern wohlbekannten *Emmaus*, wo wir ebenfalls viel Schönes und Erbauendes zu sehen bekamen. Nur zu schnell war der 13. Juni, der Tag des Scheidens vom lieben Lourdes, gekommen.

Auf der Rückreise nach Mariannhill machten wir einen kleinen Abstecher nach *Czenstochau*, woselbst wir nicht weniger vergnügte Stunden erlebten, als in Lourdes. Am 16. Juni endlich kehrten wir wieder nach unserem schönen Mutterhause zurück, um gemeinsam mit unseren lieben Mitbrüdern das hochheilige Fronleichnamsfest zu begehen, das jetzt auf den Sonntag verlegt worden ist.

Durch diese Ferienreise haben wir den ersten tieferen Einblick in das große Mariannhiller Missionswerk gewonnen und jetzt schon freuen wir uns auf die Zeit, da es uns nach Beendigung unserer Studien gegönnt sein wird, den Heiden das Evangelium zu verkünden. Ueberall, wo wir hinkamen, hörten wir Klagen über den Mangel an Missionskräften. Hier wird ein Priester als Gehilfe gewünscht, dort ein Lehrer und Katechet, dort ein Handwerker und Dekonom usw. Befindet sich unter den Lesern dieser Zeilen keiner, der sich für das

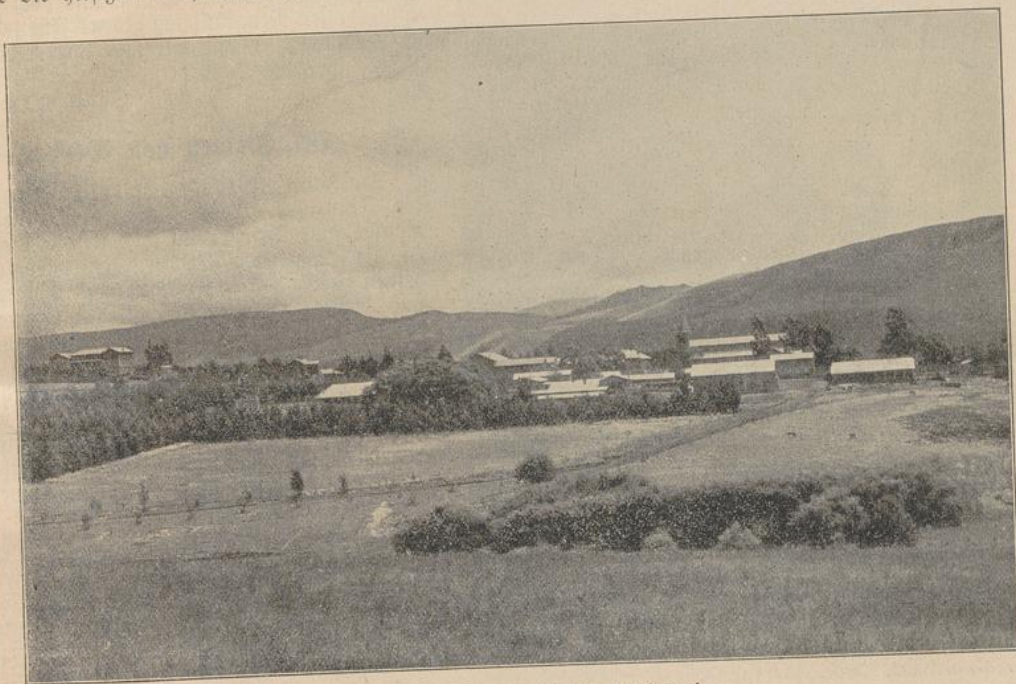
Ordens- und Missionsleben berufen fühlt und bereit wäre, seine ganze Persönlichkeit, all sein Wissen und Können in den Dienst einer so erhabenen und verdienstvollen Sache zu stellen? O wie sehr würde es mich freuen, wenn eines Tages ein Postulant käme und sagte, er habe durch diese meine schlichten Zeilen den Impuls bekommen, sich unserer Mission anzuschließen! —

St. Anna.

Das diesjährige hl. Osterfest war auch hier in „St. Anna“ ein Tag geistiger Auferstehung für eine kleine Schar Auserwählter, indem am genannten Tage unsere Christengemeinde um 25 Täuflinge, 10 Knaben, 14 Kaffernweiber und ein Mädchen, vermehrt wurde. Dem Uneingeweihten erscheint diese Zahl vielleicht klein, doch für die hiesigen Verhältnisse ist sie noch ziemlich

Am 2. Mai 1911 wurde hier die erste christliche Ehe eingeseignet. Der Hochwürdige P. Albefons war eigens von Clairvaux hieher gekommen, um die Trauung vorzunehmen. Da die hiesigen getauften Basutos alle unter einander verwandt sind, so hatte sich der Bräutigam unter den Protestanten ein Mädchen gesucht. Schwierigkeiten wegen des Uebertrittes zur katholischen Religion gab es nicht, denn es scheint hier ein Gesetz zu sein, daß die Frau der Religion des Mannes folgt. Man wechselt die Religion wie ein Kleid; auch macht sich ein Mosoto keinen Skrupel daraus, selbst mit einer nahen Verwandten eine Ehe einzugehen, während der Zulukaffer das niemals tut.

Fräulein Braut verwandte geraume Zeit auf ihre Toilette, die auf freiem Felde vorgenommen wurde. Sie schaute zuletzt in ihrer Gewandung gar wunderbar aus, und war von der Fußsohle bis zum Scheitel weiß, schneeweiß; nur das schwarze Näschen schaute verräterisch



Missionsstation Lourdes in der Kapholonie.

groß. Die Gesamtzahl aller unserer Getauften ist damit auf 112 gestiegen. Auch das Verhältnis zwischen den getauften männlichen und weiblichen Personen hat sich dadurch einigermaßen ausgeglichen, ja die Zahl unserer christlichen Knaben übersteigt schon jene der Mädchen. Anfang war's gerade umgekehrt, und es war in der Kirche ein wenig erfreulicher Anblick, fast nur Frauen und Mädchen zu sehen. Fand sich hie und da ein Männlein dazwischen, so verschwand er förmlich unter all diesen Evasstöckern. Letzteren soll damit an ihrer Ehre nichts gekürzt werden, denn es finden sich brave, ja ganz ausgezeichnete Seelen darunter; doch soll man auch dem Manne, dem Haupte der Familie, sein Recht gönnen. Er nimmt die einflussreichste Stellung ein im öffentlichen Leben, und das gute Beispiel eines einzigen charakterfesten Mannes kann hierzulande nicht hoch genug eingeschätzt werden. Drum freue ich mich, daß auch für die nächste hl. Taufe wieder eine größere Zahl Knaben in Aussicht steht.

in die Welt hinein. Nach dem Trauungsakte ging es zum Hochzeitschmause. Unser Koch, Bruder Malachias, der nebenbei auf der Station als Gärtner, Schreiner, Spengler usw. fungiert, übertraf sich selbst. Er hat ein Festessen hergestellt, daß ich ihn stark im Verdacht habe, er habe dem ersten Buche Moses etwas abgelaußt, wo es heißt, daß Gott die Welt aus „Nichts“ erschaffen habe. Jedenfalls blieb es mir rätselhaft, wo er denn die Urstoffe hergenommen, die er so wunderbar und kunstgerecht zu mischen und umzumodeln mußte, da wir doch in unserm armen „St. Anna“ keinerlei Ueberfluß an solchen Dingen haben.

Nur eines hatte der gute Bruder vergessen, daß „utshwala“ oder Kaffernbier. Es war überhaupt auf der Speisefarte kein Getränk zu finden. So kam es, daß die Hochzeitsgäste bald abzogen und sich nach den Strapazen des Hochzeitschmauses an den Wassern des Umkomezi gütlich taten. Da war gewiß kein Uebermaß zu fürchten.

Zum Schlusse wünschte ich nur, es möchten dieser ersten christlichen Ehe bald weitere folgen, damit hier die Zahl der Katholiken jener der Protestanten mehr und mehr gleichkomme. Unsere große Patronin, die hl. Mutter Anna, möge uns dazu verhelfen!

P. Bonifaz, R. M. M.

Eine neue Tagesschule und Missionskapelle.

Vom Hochw. P. Leonhard Eiler, R. M. M.

Maris-Stella. — Am 20. Juli 1911 eröffnete ich in Wehlomnyama, einer erst kürzlich erworbenen Farm, die früher einem protestantischen Missionär gehört hatte,



Bettelkinder. Von Meyer von Bremen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

eine Tagesschule. Sie nimmt bis jetzt einen recht erfreulichen Fortgang. Schon am ersten Tag erschienen 13 Schüler, eine Zahl, die beständig im Wachsen begriffen ist. Leider fehlt es noch gar sehr an der nötigen Einrichtung. Einige alte Teekisten, die uns ein freundlicher Nachbar schenkte, dienen als Schulbänke. Die Schule selbst halten wir in der ehemaligen Küche; als Lehrer aber fungiert ein ziemlich intelligenter, der Schule entwachsener Kaffernbursche. Und doch hat jeder man seine helle Freude an der neuen Niederlassung.

Alle vierzehn Tage — gewöhnlich am Donnerstag — wird daselbst auch die hl. Messe gelesen. Auch hier geht es überaus ärmlich her. — Der Altar wurde von einem unserer schwarzen Burschen fabriziert. Alte Vorhänge, die einst in Deutschland einer besseren Familie angehört haben mochten, wurden vom Bruder Eusebius, dem Magazinverwalter in Mariannahill, groß-

mütig dem armen Maris-Stella überlassen und verhüllen nun das elende Gerippe des Altares, das aus ungehobelten Wattlestangen besteht. Die provisorische Altarplatte aber bildet eines der Ablegbretter, deren sich unser Bruder Rajetan zur Herstellung von Zementplatten bediente.

Wenn es dann gegen ein Uhr mittags zum Frühstück geht, sucht man vergebens nach Tisch und Stuhl; doch der breite Stubenboden ersetzt beides. Trotz alledem bewahre ich meinen guten Humor, denn reichlicher Ersatz für alle Opfer ist mir der zahlreiche Kirchenbesuch. Schon zum ersten Gottesdienst erschienen gegen achtzig Personen; darunter waren Katholiken, Protestanten und Heiden. Gebe Gott, daß sich die dortige Mission immer besser und schöner entwicke! —

Wer von unsern geehrten Lesern will ein Scherflein zu dieser so armen, und doch so hoffnungsvollen Neugründung geben? Für jede, auch die kleinste Gabe sagen wir zum Voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Die Glocken von Wehher.

Im Jahre 1794, also vor 117 Jahren, kamen die Franzosen, trunken von dem vergossenen Königs- und Priesterblut auch in die Pfalz und in die Nähe von Wehher. Die Revolutionshelden hatten weder Glauben noch Gottesfurcht, und verübten daher in den Kirchen Greuelthaten, daß die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben. Ganz besonders hatten sie es auf die Glocken abgesehen. Von allen Kirchtürmen wurden die Glocken heruntergenommen, zerschlagen und in Kanonen umgegossen. Stumm und traurig standen dann die Kirchtürme da, und meilenweit hörte man keine Glocke mehr ihren heiligen Gesang anstimmen.

Nun sind aber nach den heiligen Gefäßen, den Altären und geweihten Paramenten die Glocken jeder Kirche hochgeweiht. Ihr Klang ist für die Gläubigen eine Sprache von tiefstem Sinn. Auch der beste Redner kann nicht so eindringlich predigen, als z. B. die Totenglocke oder die Aveglocke, oder die Wandlungsglocke es tut; gar nichts zu sagen davon, wie wunderbar die Glocken erst bei der Auferstehungsmesse am Karfreitag klingen oder am Ostermorgen und in der heiligen Nacht. Begreiflich also, daß der böse Feind alles aufbietet, die Glocken zum Schweigen zu bringen.

Im Pfarrdorf Wehher in der Pfalz, das wir eingangs erwähnten, klangen sie noch, aber schon waren die Gottesgänger nahe; am nächsten Morgen sollten sie im Dorfe einrücken.

„Uns ist nur an den Glocken gelegen“, sagten die Leute; „alles andere ließen wir uns gerne stehlen, nur nicht diese Zungen des Glaubens in unserer Kirche“. Und so beratschlagte man denn, ob die Glocken nicht vor den Franzosen zu retten wären? Da zeigte der Bürgermeister, daß er wirklich ein Meister war, der für das Dorf und die Bürger sorgte.

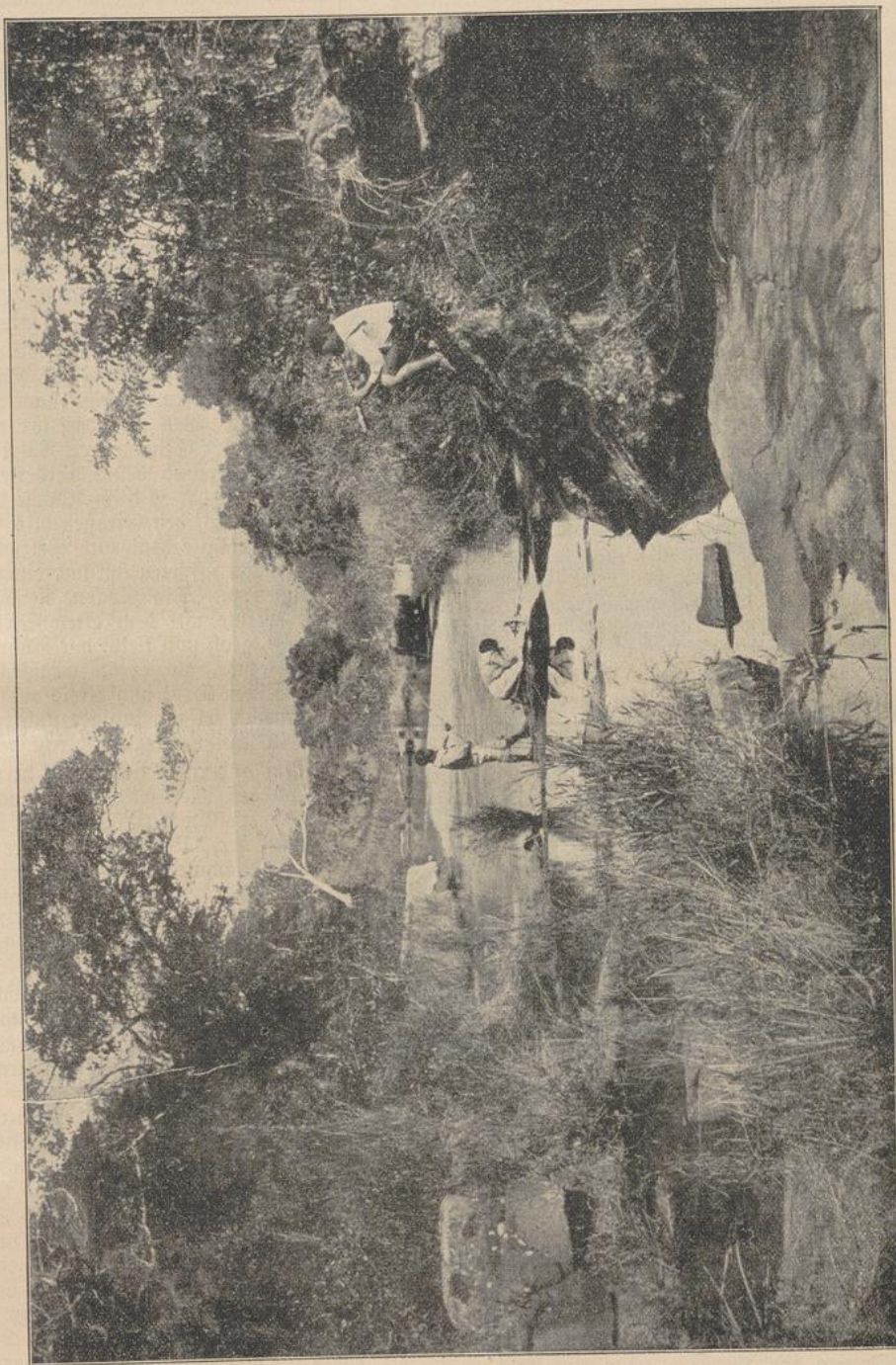
Am Abend ging der Amtsvorstand in einige Häuser, deren Leute er wohl kannte. Dabei bestellte er acht junge Burschen zu sich, kräftige, mutige Leute, tren wie Gold und von Herzen brav und gut katholisch gesinnt,

die besten seiner Gemeinde. Als sich alle in seiner Amtsstube versammelt hatten, sprach er zu ihnen: „Ihr jungen Leute, ich habe euch kommen lassen, damit ihr mir helfet, etwas zum Besten unserer Kirche und der ganzen Gemeinde zu tun, wozu man aber starke, beherzte Leute braucht. Es ist sogar möglich, daß unser Unternehmen uns die Freiheit, sogar das Leben kostet. Drum, wer sich fürchtet, trete zurück.“

Da trat einer der Burschen, nachdem diese sich lange angesehen hatten, vor und sprach: „Es wird doch erlaubt sein zu fragen, um was es sich denn eigentlich handelt?“ — „Ihr wißt,“ entgegnete der Bürgermeister, „daß ich ein ehrlicher Mann bin, und ich gebe euch mein Wort, daß das, wozu ich euch eingeladen habe, etwas Gutes ist. Was — das werde ich euch erst sagen, nachdem ihr mir alle feierlich geschworen, lieber zu sterben, als etwas zu verraten.“

Da sprachen die Burschen alle: „Wir wollen schwören.“ Doch der Bürgermeister wehrte ab: „Nicht hier, sondern an einem andern, viel heiligeren Orte. Folget mir!“ Und im Dunkel der Nacht — es war schon gegen 10 Uhr — gingen die neun Mann zur Kirche. Sie traten ein und beugten andächtig das Knie vor dem Hochaltar, der sich in dunkeln Massen gegen das kleine flimmernde Lämpchen des ewigen Lichtes abhob. Hier vor dem Hochaltare, angesichts des Königs der Könige, erfuhr nun die Burschen den Plan des Bürgermeisters: in dieser Nacht noch, ehe die Franzosen kommen, die Glocken vom Turme herabzunehmen, sie fortzuführen und zu verbergen, um sie später nach dem Abzug des

Feindes wieder zu holen. Und lieber sollte ein jeder sich erschießen lassen, als das Geheimnis, wohin die Glocken verbracht seien, zu verraten. Die Augen der jungen Leute glänzten förmlich im Feuer heiliger Be-



Am Umblatzan-Griffe bei Mariannhill.

geisterung. Die Jugend ist nicht so kalt und religionslos, wie man oft meint; man muß nur ihren Glauben zu wecken und ihren Sinn auf etwas Höheres hinzu lenken wissen, dann gehen sie für eine gute Sache durchs Feuer. Das zeigte sich auch in dieser Nacht.

Feierlich hoben alle die Hand zum Schwure in der verschlossenen Kirche: So wahr ihnen Gott helfen und gnädig sein wolle im Leben und im Sterben, so gewiß wolle keiner von ihnen verraten, wohin sie die Kirchenglocken bringen werden, noch wer dabei mitgethan habe. — Dem Herrn Pfarrer hatte man nichts davon gesagt, damit er nicht in Verlegenheit komme und vor dem Feind mit bestem Gewissen erklären könne, er wisse nichts von der Sache.

In stillem Gebete knieten die Burschen zusammen auch noch um den Muttergottesaltar und beteten mit Inbrunst, daß ihnen das Vorhaben gelingen möge. Dann gingen sie wieder heimlich auseinander.

Als es aber gegen 12 Uhr war, und die Mitternachtsstunde das Dorf in dunkle Schatten hüllte, da waren sie wieder alle beisammen mit Ketten, Seilen, Hebebäumen und Winden. Vor dem Kirchturm stand ein großer Schlitten, sonst für schwere Holzlasten bestimmt, jetzt mit Balken belegt, auf welche die Glocken zu stehen kommen sollten. Die Nacht war kalt, der Schnee gefroren, die Bahn gut. Vier Pferde waren vor den Schlitten gespannt und harrten ungeduldig auf die Abfahrt. Droben im Glockenturm aber ging ein geheimnisvolles Arbeiten los. Mit aller Vorsicht und Behutsamkeit machte man eine Glocke nach der anderen los, ließ sie langsam herab und brachte sie auf den Schlitten. Die Pferde zogen unter halblautem Zuruf an, und der Schlitten glitt fast lautlos durchs Dorf hinaus, dem Walde zu, bei dessen Eingang schon ein Vorspann von vier weiteren Pferden wartete. Nun ging's kreuz und quer, auf und ab durch den Wald, bis man endlich an eine Stelle kam, wo an einem Abhange ein freier Platz war. Hier wurde eine tiefe Grube ausgeworfen, und senkte man die Glocken eine dicht neben der anderen in den Boden ein. Dann füllte man die Grube wieder zu und warf den massenhaft umherliegenden Schnee darauf. Ein heftiges Schneegestöber, das bald darauf einsetzte, verdeckte vollends das Glockengrab und jegliche Spur des Schlittens.

Des anderen Tags kamen die Franzosen. Man denke sich ihre Wut, als sie den Glockenturm leer fanden! Sie durchstöberten die Kirche, alle Häuser und Keller, umsonst, die Glocken waren und blieben verschwunden. Man nahm den Bürgermeister ins Verhör. „Wo sind die Glocken?“ herrscht ihn der französische Offizier an. „Ich weiß es nicht,“ entgegnete er gelassen und sprach dabei die Wahrheit, denn er war absichtlich fern geblieben, als man die Glocken vergrub. Man zog auch den einen und andern der jungen Burschen gefänglich ein, doch jeder bestand die Feuerprobe; keiner verriet das Geheimnis mit einem Wort, und zuletzt mußte man alle wieder freigeben.

Zehn Jahre waren inzwischen dahingegangen. Das Haar des Bürgermeisters begann zu bleichen; aus den Burschen aber waren Männer geworden und fast alle hatten aus der Kirche sich ein frommes Eheweib mit heim genommen — allerdings ohne daß die Glocken zum Feste geläutet hätten.

Die heilige Adventzeit war nahe, und gleich den Israeliten im alten Bunde seufzten täglich die Männer und Frauen von Wehher nach einem Erlöser für ihre Glocken. Und die Erlösung kam. Die französische Revolution brach in sich zusammen; ein anderer trat das Erbe an, und die Religion durfte wieder frei geübt werden.

Da rief der Bürgermeister seine acht Getreuen zusammen, und man beschloß, die Glocken wieder zu holen.

Vier Tage vor Weihnachten gingen sie hinaus in den Wald. Man grub und schaufelte die Erde weg, und nach ein paar Stunden waren die Glocken wieder ans Tageslicht geschafft, allerdings beschmutzt und angerostet, doch ganz und unverfehrt. Auf einem Schlitten fuhr man sie am späten Abend heimlich zurück nach Wehher. Im Hause des Bürgermeisters wurden sie gesetzt und gepuht, daß sie glänzten wie Silber, und am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes heimlich auf den Turm verbracht.

Die heilige Nacht brach an; es kam die Mitternachtsstunde, in der das Heil der Welt geboren wurde. Wie gewöhnlich machte sich alles auf zur hl. Messe in der Mitternacht. Aus allen Häusern glänzten Lichter; die Leute wandeln still auf den dunkeln Straßen der Kirche zu, und die Kirchenfenster schimmern hell erleuchtet durch die sternklare Weihenacht.

Da horch! Was ist denn das? Plötzlich erschallt ein mächtiger Klang; er kommt von oben, wie vom Himmel her. Die große Turmglocke schlägt an, und freudig jubelnd fallen kurz darauf auch die anderen mit hellem Tone ein. Was war das für eine Weihnachtsfreude! Wie man die Stimme von Vater und Mutter und vom teuersten Freund beim Wiedersehen begrüßt, so taten die von Wehher es beim Klange ihrer wiedererstandenen Glocken. Auf den Straßen blieb man stehen und nahm trotz der Kälte Hut und Pelzmütze ab. Die Fenster der Häuser öffneten sich und eines rief dem andern voll Freuden zu: „Die Glocken, die Glocken!“ In der Kirche aber weinte mit dem alten Seelsorger die ganze Gemeinde, groß und klein, vor Rührung und seliger Weihnachtsfreude, als er in wenigen Worten dem lieben Gott seinen Dank und Preis aussprach für diese Gnade. Rührrwahr, seliger, inniger und freudiger ist wohl noch nie ein Weihnachtsgottesdienst gefeiert worden.

Am andern Mittag aber vernahm die ganze Umgegend auf Meilen weit eine volle Stunde lang das Läuten der Glocken von Wehher wie eine Predigt vom Himmel her. Ueberall ward ihre Sprache ob des herrlichen Zusammenklingens gedeutet als die Verheißung der Engel in der ersten Christnacht zu Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Nachtrag. — Wir möchten diese Gelegenheit benutzen und wieder um einige Glocken für die Mariannhiller Mission bitten. Für bloße Katechesenstellen ist schon ein Glöcklein von einem Zentner oder etwas darüber eine große Wohltat und verleiht durch seinen reinen, silberhellen Klang der ganzen Gegend ein neues, spezifisch christliches Gepräge. Auf größeren Missionsstationen aber, die sich schon zu förmlichen Pfarreien ausgebildet haben, und wo die Gläubigen vielfach in einem Umkreise von mehreren Stunden wohnen, ist entschieden ein größeres Geläute notwendig. So gegenwärtig in Maria-Ratschitz, das eine neue, von unsern Brüdern erbaute Kirche erhalten hat, und Czernstau, wo seit Jahresfrist fleißig an der neuen Kirche gebaut wird. Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will für die Mariannhiller Mission ein Glöcklein stiften, wer zu einem größeren Geläute für die beiden erwähnten Missionsstationen ein Scherlein beisteuern?

Gottes reichsten Segen zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe!

Ein Christbaum im Himmel.

Es war der Weihnachts-Vorabend des Jahres 1886. Die Straßen und Gassen der großen Stadt Breslau wurden immer öder. Groß und klein zog sich nach Hause zurück, um in warmer Stube die Vorfeier des heiligen Christfestes zu begehen. Die tausend und tausend Fenster der Stadt erhellten sich nach und nach, und durch sie schimmerte der Kerzenglanz der Christbäume in die Nacht hinaus. Es war aber eine gar stille Nacht, keine Wagen rasselten über die Steine, und die noch wandelnden Menschen gingen, in schützende Mäntel gehüllt, schweigend ihres Weges. Nur hie und da erscholl ein gedämpfter Freudenjubiläum aus den Häusern, von Kindern, die ihre Christgeschenke erhielten. Engel durchwanderten unsichtbar die Stadt, um frommen Familien den himmlischen Segen zu bringen. Sonst aber war es ringsum still und öde. Oben am Himmel glitzerten die Sterne wie tausend Engelaugen, die in himmlischer Verklärung niederschauten auf die Menschen.

Da kommt ein armes Kind durch die Straßen, mutterseelenallein. Es geht so still und stinnig dahin, und guckt mit den hellen, aber ernsten Augen in die erleuchteten Fenster. Sein Gesichtchen ist rot von der Kälte, und der Wind spielt mit den Haaren, die von keinem Mützchen bedeckt sind. Es haucht dann und wann in die kleinen Hände und reibt sich die Wangen, denn die Kälte ist grimmig. Das dünne Kleidchen hing gar lose um die mageren Glieder und konnte es nur dürftig gegen die graue Winterkälte schützen.

Das Kind ging immer weiter und wußte nicht recht wohin. Ihm hatte kein Vater einen Weihnachtsbaum geschmückt, und keine Mutter ein Christgeschenk gegeben, denn es war eine arme Waise, die bei fremden Leuten um ein Stückchen Brot von früh bis abends arbeiten mußte. Heute, zum heiligen Abend, sollte das Kind noch recht weit zum Tore hinaus gehen, um etwas zu bestellen. Und weil es denn wußte, daß es eine Waise und heute heiliger Abend sei, an dem so viele Kinder sich freuen und Geschenke erhalten, und weil es so allein ging und so verlassen war, mitten in der großen, lichtstrahlenden Stadt, da war es betrübt, und es wollten gar kleine Perlen aus den Augenrollen. Hier stand das Schloß; wie strahlten die Fenster und verkündeten die Weihnachtsfreude, die in den Prunkgemächern herrschte. Dort ertönte lauter Jubel aus einem herrlichen Hause, — und wieder anderswo knieten Eltern und Kinder am hellen Christbaum und beteten den heiligen Rosenkranz. Gar wehmütig blickte das Kind hinein in diese Freude und wollte sich mit den Kindern freuen, aber es mußte weiter gehen, denn der Weg war noch weit.

Der Wind wurde stärker, die Kälte empfindlicher, und das Waisentkind fror entsetzlich; schon starrten die kleinen Hände und Füße. Da kam es zur katholischen Kirche. Wie oft war es mit der seligen Mutter dorthin gegangen, sie hatten zusammen so andächtig gebetet. Aber die fremden Leute, bei denen sie jetzt wohnte, ließen es nicht viel in die Kirche gehen, weil „das Beten nichts einbringe“. — Sie hatten kein Christentum, es fehlte ihnen der lebendige Glaube, die innige Frömmigkeit des Herzens. — Und wie die Waise vor der Kirchentür stand und an Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakramente dachte, und so recht fühlte, daß sie nichts — nichts mehr habe auf dieser Welt, als nur den lieben

Gott; da kniete sie auf die kalten steinernen Stufen hin, als wenn sie vor dem Stalle von Bethlehem kniete und das Jesuskind in der Krippe anbetete. „Ach, liebes Jesuskind,“ seufzte sie, das Köpfchen geneigt und die starren Hände in einander gelegt, „hül mir doch in meiner Verlassenheit, und nimm mich zu dir, wo meine Mutter ist! Es ist mir so bang, denn ich bin so ganz allein und habe niemand. Du hast ja schon tausend Kinder zu dir genommen; ach, rufe mich auch!“ —

Und wie das Kind so da kniete vor der Tür der Kirche in der kalten Weihnachtsnacht, da rief ihm sanft der heilige Schutzengel zu: „Lasset die Kleinen zu mir

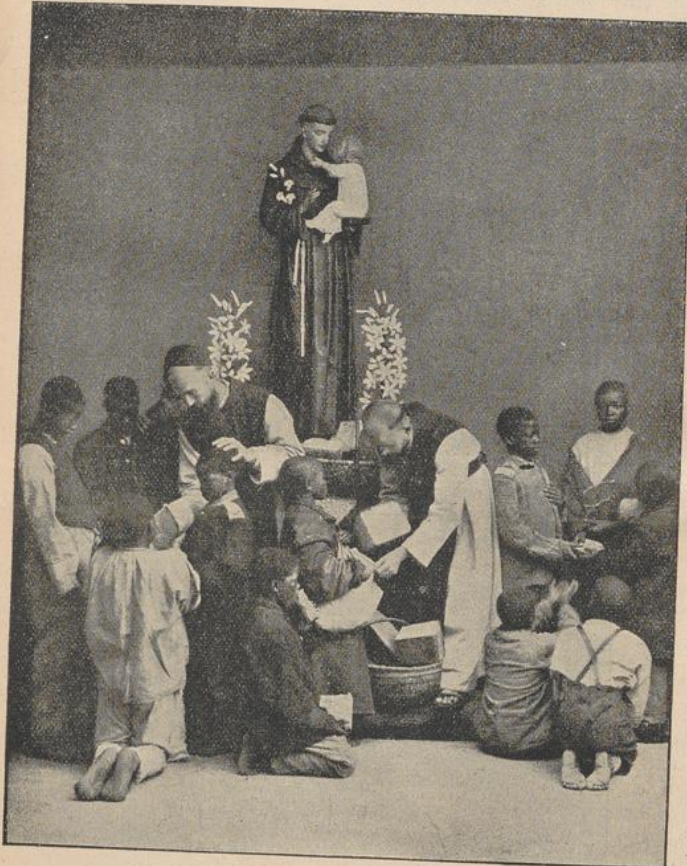


Weihnachten bei uns zu Hause.

kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Dabei schlief das Kind allmählich ein. Der Schlummer aber rief den Todesengel herbei, und der umfaßte schon das Kind mit seinen eisigen Armen. Da kam ein armer Mann und sah das Kind. Er rüttelte es und rief es, aber es schlief fest und war starr und kalt. „Daß Gott sich deiner erbarm,“ rief der Mann, „das Kind ist ja erfroren!“ Da trat der Eisenbahnbeamte und der Schutzmann herzu, und rasch wurde eine Droschke herbeigeholt und das Kind in Decken gehüllt. „Zum Kloster der Barmherzigen Brüder,“ rief der Mann dem Kutscher zu.

Der Wagen rollte hurtig durch die Straßen von Breslau. Der Mann läutete an der Pforte und brachte das eingehüllte Kind als wunderbare Weihnachtsbescherung in das gastliche Haus. Bald lag das Kind in einem weichen und warmen Bett. Es schlief fest und

sanft einen tiefen Schlaf, der nicht weit vom Tode entfernt war. Man rieb die erstarrten Glieder; das kleine Wesen regte sich nicht. Die Neuglein blieben geschlossen, nur die Wangen färbten sich mit einem zarten Rot und verhießen das Gelingen der Rettung. Nach einiger Zeit öffneten sich die geschlossenen Neuglein und schauten wie geblendet ringsumher in dem großen und hell erleuchteten Zimmer und blickten erstaunt zu dem Priester und den Brüdern aus. „Ich will zu dir, führe auch mich zum Jesukinde!“ Dieser Ruf drang schneidend durch die Herzen der Umstehenden und trieb allen Tränen in die Augen. Mit Mühe wurde ihm etwas Tee eingegeben;



Verteilung von Antoniusbrot in Mariannhill.

bald schlief es wieder ein. Der Puls wurde schwächer und schwächer; gegen Mitternacht öffnete es nochmals die Augen, rief: „Mutter!“ und „Jesukind, zu dir in den Himmel!“ und hauchte die reine Seele aus, still und sanft. Die Engel kamen und führten es in den Himmel zur Mutter, zu Maria und zum Jesukinde.

Ein glückliches Unglück.

Es gibt Vorfälle, die so merkwürdig sind, daß es erlaubt sein dürfte, im Verlauf derselben das Eingreifen einer höheren Macht zu erkennen. So erzählt der Schriftsteller L. Rist folgendes Selbsterlebnis. Es war im Herbst des Jahres 1844. In einem großen, teilweise mit Neben bepflanzten Garten zu Freiburg i. B. wurde Weinlese gehalten. Auch Johanna, die 10jährige Tochter, durfte mittun. Auf einer Leiter stehend,

sammelte sie die oben an einer Nebenlaube hängenden Trauben in ein Körbchen. Da geht ein Bottichträger an der Leiter vorbei und stößt gegen dieselbe, ob aus Unvorsichtigkeit, oder in der Absicht, die Kleine zu schrecken, ist nicht zu sagen. Die Leiter gerät ins Schwanken, fällt um, schleudert das Kind auf ein Rosenbäumchen, das an einem oben zugespitzten Pfahle befestigt ist. Dieser Pfahl drang Johanna in den Hals, und Kind, Pfahl und Rosenbäumchen sinken neben der Leiter in ein Gartenbeet. Ein Schrei des Entsetzens entfährt allen Anwesenden. Schnell eilen sie dem armen Kinde zu Hilfe, richten es vorsichtig auf, ziehen mit bebenden Händen den Pfahl aus dem Hals und starren nun in eine klaffende Wunde, aus welcher ein Blutstrom über die Kleider des Mädchens rinnt. In aller Eile ruft man den in der Nähe wohnenden Universitätsprofessor und Hofrat Schwörer, einen ausgezeichneten Arzt und Chirurgen, herbei. Dieser bemüht sich, die Blutung zu stillen, reinigt dann die Wunde und untersucht sie auf das sorgfältigste. Dabei heitert sich seine zuerst tiefernste und besorgte Miene immer mehr auf, während sie zugleich das größte Staunen ausdrückt. Schließlich wendet er sich zu den angstvoll um ihn stehenden Angehörigen der Verunglückten und sagt: „Nun, ein glücklicheres Unglück ist mir in meiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Auf der einen Seite der Wunde liegt offen, aber gänzlich unverletzt, ein Hauptnerv, und auf der anderen ebenso frei und gleichfalls völlig unverletzt, die Luftröhre. Kind, unter welchem gutem Schutz bist du doch gestanden?“ Da hält Johanna's Mutter, die protestantisch, aber sehr gut war, dem Arzt schluchzend eine geweihte Muttergottesmedaille hin, die Johanna am Hals getragen und die man ihr, ganz mit Blut überonnen, vor der Ankunft des Arztes abgenommen hatte. Nachdem Schwörer, der ein entschiedener, frommer Katholik war, der Medaille ansichtig geworden war, sagte er ergriffen: „Ja, da konnte es freilich nicht gescheit sein, denn wo Maria schützt, da sind gleich noch ein paar heilige Engel vorhanden. Höre Kind! Du bist außer Gefahr, nur eine Narbe bleibt dir dein Leben lang, und sie soll dich an diejenige erinnern, der du nach meiner Ansicht das Leben verdankst!“

Am Wasser.

Am Wasser lag ich, seinem Lied zu lauschen,
Und wie die klaren, schäumend freien Wogen
So rastlos schnell an mir vorüberzogen,
Um miteinander Grüße auszutauschen —
Sahen mir's ein Bild der Jahre, die enttauschen
So flüchtig wie die Welle hin zum Meere,
Um gegen Jugendlust des Alters Ehre,
Um gegen Scherz Erfahrung einzutauschen.

Doch eine ernste Mahnung für das Leben
Tönt mir entgegen aus dem Wellenschlage,
Und wie von Geisterstimmen rauscht es drinnen:
Dem Wasser gleicht die Zeit, die dir gegeben,
Und flücht'ge Wellen sind die Jugendentage,
Die, ob benützt, ob unbenützt — entrinnen!

St. Josephsgärtchen.

St. Joseph als Arzt.

Eine Vergißmeinnichtleserin schreibt uns:

„Auf Erden war der heilige Joseph nur ein einfacher Handwerksmann, weil er aber über vieles getreu war, hat ihn der Herr über vieles gesetzt. Ich möchte es in die ganze Welt hinausrufen, daß alle es hören könnten: „Gehet zu Joseph! Sehet ein unbegrenztes Vertrauen auf die Macht seiner Fürsprache, und es wird euch geholfen werden!“

Bei einem Unfälle erlitt mein Gatte eine heftige Gehirnerschütterung. Man sah äußerlich keine Wunde, dagegen quälte ihn jahrelang ein ununterbrochenes Kopfleiden, das wahrscheinlich von einer innerlichen Verletzung stammte. Keine ärztliche Kunst vermochte etwas gegen das Uebel. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an eine höhere Macht zu wenden. Ich stellte den Kranken unter den besonderen Schutz des heiligen Joseph und hielt vertrauensvoll zwei Novenen zu dem großen Heiligen. Mein Vertrauen blieb nicht unbelohnt; sofort stellte sich bei meinem Manne, der volle sieben Jahre hindurch so Schweres gelitten hatte, dauernde Besserung ein.

Ich hörte einmal einen Prediger die Mutter Gottes eine „betende Allmacht“ nennen. Ich glaube, man könnte das gleiche auch vom heiligen Joseph sagen, denn ich kann mir nicht denken, daß ihm der Sohn Gottes irgend eine Bitte abschlägt. Drum gehet alle zu Joseph!

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

(Schluß)

Der gottselige Balthasar Alvarez.

Dieser eifrige Diener Gottes war ein Zeitgenosse und der Gewissensthat der heiligen Theresia. Von ihm bezeugt die Heilige: „Ich habe von seinen Unterweisungen allein mehr gewonnen, als von allen meinen übrigen Seelenführern; und wenn ich in der christlichen Vollkommenheit einige Fortschritte gemacht habe, so verdanke ich ihm dies mehr, als sonst jemand. Er war es, der mein Herz von den Geschöpfen losriß und der mich anleitete, mich mit Gott allein zu begnügen.“

Sein Lebensbeschreiber, der ehrw. Ludwig de Ponte, sagt von ihm: „Er übertraf in der Vollkommenheit sogar die erhabensten Seelen seiner Zeit.“ Dieser große Diener Gottes nun hatte, wie alle heiligen Seelen, eine ungemein innige Andacht zur allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria; und diese hinwiederum würdigte sich, ihm eine zarte, überaus innige Andacht zum heiligen Joseph einzufloßen.

Auf einer Rückreise von Rom in sein Vaterland Spanien besuchte er das heilige Haus zu Loreto. Er brachte daselbst mit seiner gewöhnlichen inbrünstigen Andacht mehrere Stunden im Gebete zu. Die allerheiligste Jungfrau aber erwirkte ihm damals ganz außerordentliche Gnaden, die er erst später offenbarte. Als er nämlich zu Valladolid an einer schweren Krankheit darniederlag, ermunterte ihn ein Vater, der ihn behandelte, sich dem heiligen Joseph, dessen Bild er ihm

vorhielt, zu empfehlen. Dieser aber entgegnete: „Sie haben Recht, mein Vater, gerade das hat mir zu Loreto die Mutter Gottes gesagt.“ — Erstaunt über diese Antwort wandte sich der Vater an den Bruder Krankenwärter, den Bruder Sancio, welcher den Vater Balthasar auf seiner Reise nach Rom begleitet hatte und mit ihm auf sehr vertrautem Fuße lebte, mit der Frage, ob er Näheres über diesen Vorfall wisse. Der Gefragte erwiderte: „Ich erinnere mich nur, daß Vater Balthasar beim Herausgehen aus dem heiligen Hause zu Loreto jagte, die allerheiligste Jungfrau habe ihm eine große Andacht zum heiligen Joseph eingefloßt.“

Ludwig Ponte fügt bei: „Man sieht, daß wie der Sohn Gottes seine Freunde zur Verehrung seiner heiligsten Mutter anhält und diese Verehrung als einen Liebesbeweis gegen ihn selbst annimmt, so auch die Muttergottes allen ihren Kindern eine große Liebe zum heiligen Joseph einflößt.“

Vater Balthasar Alvarez starb im Jahre 1580, erst 47 Jahre alt.

Die kleinen Schwarzen an der Krippe.

Sieh', wir knien dir zu Füßen,
Hier vor deinem Krippelein,
Dich voll Andacht zu begrüßen,
O du liebes Jesulein!

Und wie jene armen Hirten,
Wie die lieben Engelein,
Möchten Lob und Dank wir bringen
Dir, vielliebtes Kindelein.

Du liegst da im armen Stalle
Nur auf Stroh im kalten Wind,
Darum bitten wir dich innig:
„Komm zu uns, o Jesulein!“

Sieh, wir haben dir bereitet
In dem Herzen arm und klein
Aus Gehorsam, Demut, Liebe
Ein ganz neues Krippelein.

Und so bitten wir dich innig,
Liebes, gutes Jesulein,
Komm' aus deiner armen Krippe,
Komm' zu uns in's Herz herein!“

Bringe uns aus deinem Himmel
Deinen Segen, Gotteskind,
Daß wir werden fromm und willig,
Wie die lieben Englein sind.

S. Alge, Lehrerin a. D.

An unsere geehrten Wohltäter.

Mehrere arme Brüderlein von Mariannhill wagen es heute, an die geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unserer Mission eine schüchterne Bitte zu stellen. Wir tun es in Erinnerung der Klage, die einst das göttliche Herz Jesu Margaretha Alacoque gegenüber verlauten ließ,

daß ihm nämlich so wenig Dank werde für all' die Liebe und Hingabe, die er uns im allerheiligsten Sakrament erweise, tun es auch in Erwägung der Verheißung, daß die Namen all derer, die irgendwie zur Verehrung des göttlichen Herzens beitragen, unauslöschlich sollten eingeschrieben bleiben in diesem seinem Herzen. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist folgende:

Vor längerer Zeit gab uns ein Wohltäter eine gewisse Summe mit der Bestimmung, daß dafür am Herz-Jesu-Altar unserer Stiftskirche ein Lämpchen unterhalten werde, solange der Beitrag eben reiche. Manches Jährchen hindurch brannte dieses Lichtlein Tag und Nacht. Treulich hielt es im Namen seines Stifters vor dem Bilde des göttlichen Herzens Jesu Wacht, und auch uns Brüder zog dieses Lichtlein mächtig an, wenn wir des Abends nach des Tages Last und Hitze zur Kirche kamen; den es zeigte uns den Weg zu jenem, der da spricht: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Nun ist aber leider diese Stiftung abgelaufen, und bekümmert fragen wir: „Wie, soll nun künftig dieses Lichtlein nicht mehr leuchten vor dem Herz-Jesu-Bilde? Soll es hier Nacht werden und niemand mehr sein, der Ehrenwache hält in unserer Kirche? Die Ehrenwache können und wollen wir mit Freuden fortsetzen, aber auch das Lichtlein soll weiter brennen und nie mehr erlöschen, und daher appellieren wir an den Großmut und den Opfer Sinn unserer geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen. Wer will ein Scherflein beitragen zum Unterhalt eines ewigen Lichtleins vor dem Herz-Jesu-Altar in unserer Stiftskirche? Und wenn sich, wie wir hoffen, eine edle Seele findet, die da spricht: „Ich will dieses Sternlein anzünden, daß es glänze in der Missionskirche zu Mariannhill und als Ehrenwache vor dem göttlichen Herzen Jesu leuchte und funkelt Tag und Nacht im dunklen Heidenlande!“ so entgegen wir: „Sei getrost, edler Wohltäter und du, hochherzige Wohltäterin, fasse Mut! Denn überreich wird der Herr dir lohnen diesen Liebesdienst, zumal in jener Stunde, da dein Auge bricht. Dann wird dein heiliger Schutzengel Ehrenwache halten an deinem Sterbebett und den bösen Feind verschrecken, daß er dir nicht schade. Dann wird auch dir ein Sternlein aufgehen, daß es hineinleuchte in die Todesnacht und dich führe zum ewigen Leben! —

Und wenn dann einst dein Auge bricht,
So denk' mit Freuden an das Licht,
Das du dem Herzen Jesu hast g'weicht,
Es wird dir leuchten bis in Ewigkeit!“

Mehrere Brüder von Mariannhill.

Eine graue Tat.

Egenstochau. — Dicht an der Grenze unserer Farm hatten sich eine Anzahl Kaffern in einem heidnischen Kraale zu einem Utshwala-Gelage eingefunden. Zwei junge heidnische Männer gerieten dabei in Streit. Der jüngere ergriff eine neben ihm liegende Art und hieb dieselbe mit der scharfen Seite so tief in den Kopf seines Gegners, daß sie darin stecken blieb und von einem andern herausgezogen werden mußte.

Ich wurde sofort gerufen, um dem Sterbenden die heilige Taufe zu spenden. Bei meiner Ankunft lag der Verunglückte noch im Grase. Es war schon spät am Abend, und bei Mondschein waltete ich an Ort und Stelle meines Amtes. In Strömen floß das Blut und rötete meine eigenen Kleider. Trotzdem lebte der Un-

glückliche noch wenige Tage und kam sogar zum Bewußtsein zurück. P. Thomas spendete ihm die letzte Selung, worauf er sanft und gottergeben starb. Eine ernste Leichenrede am Grabe des Verunglückten in Gegenwart einer zahlreich erschienenen Menge verfehlte hoffentlich nicht ihren Zweck. Der Mörder aber wurde noch in derselben Nacht verhaftet.

P. Emmanuel.

Schnee und Winterkälte in Südafrika.

Mariazell. — In der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 1911 fiel hier auf den Drakensbergen ziemlich viel Schnee. Am folgenden Tage setzte ein von der Schneeregion kommender kalter Wind ein und verursachte in der darauffolgenden Nacht eine solche Kälte, daß das Thermometer am kommenden Morgen 10 Grad unter Null anwies. Im Laufe des Tages stieg es kaum auf 10

Grad Wärme hinauf. Als ich in der Frühe zur Mühle kam, war zu meinem nicht geringen Erstaunen das Wasserrad-Häuschen mit starken Eiszäulen umgeben. Das Rad selbst, ein altherwürdiges Möbel, schnarrte und knarrte ganz beängstigend, als der losgelassene Wasserstrahl es aus seiner Erstarrung erweckte, und seine morschen Glieder wieder in Funktion traten. Die kleinen Bäche und Wasserläufe auf meinem Wege zur Mühle



Kardinal Fischer von Köln.

waren so stark zugefroren, daß man darauf bequem hätte Schlittschuh laufen können. Auch die Wasserleitung auf der Station war zugefroren, sodaß selbst Frau Reinlichkeit stark in Mitleidschaft gezogen wurde.

Auch an den folgenden Tagen hielt die Kälte noch an, und das Thermometer zeigte immer noch 5 Grad Kälte. Man kann mit Recht behaupten, es herrsche hier in Mariazell ein europäisches, recht gesundes Klima. Die nahen Drakensberge aber mit ihren hohen, schneebedeckten Gipfeln erinnern mich lebhaft an die steherischen Alpen, wo meine liebe Heimat liegt.

Br. Maximilian, R. M. M.

Ende gut, alles gut.

Reichenau. — Ein gewisser Unfahishana besuchte vor Jahren die hiesige Missionschule. Er nahm es jedoch mit dem Lernen nicht ernst, verließ noch vor seiner Taufe die Station und trat bei einem englischen Farmer in Dienst. Da er ein strammer, gewedter Junge war, brachte er es später im benachbarten Unterberg zum Amte eines Polizisten. Doch es fehlte ihm der sittliche Halt; statt ein strenger Wächter des Gesetzes zu sein,

übertrat er selbst das siebente Gebot, von dem er gewiß in der Missionschule gehört, stahl einen soliden Revolver nebst reichlicher Munition und flüchtete sich ins benachbarte Basutoland, dort seinen „Schatz“ in Sicherheit zu bringen.

An der Grenze begegnet ihm ein Wächter. Er fragt nach dem Paß; Unkashihana hat keinen aufzuweisen, der Basuto-Polizist versteht keinen Spaß und droht dem Widerspenstigen mit blanker Waffe. Da gerät der Dieb in Zorn, zieht seinen Revolver und jagt dem schwarzen Grenzwachter eine Kugel durch den Kopf. Entsetzt flieht er sodann nach Natal zurück, wird aber hier als Dieb und Mörder festgenommen und ins Gefängnis nach Unterberg eingeliefert.

Hier hat er Gelegenheit, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Der Tod ist ihm gewiß, die englischen Gerichte machen in solchen Fällen kurzen Prozeß.

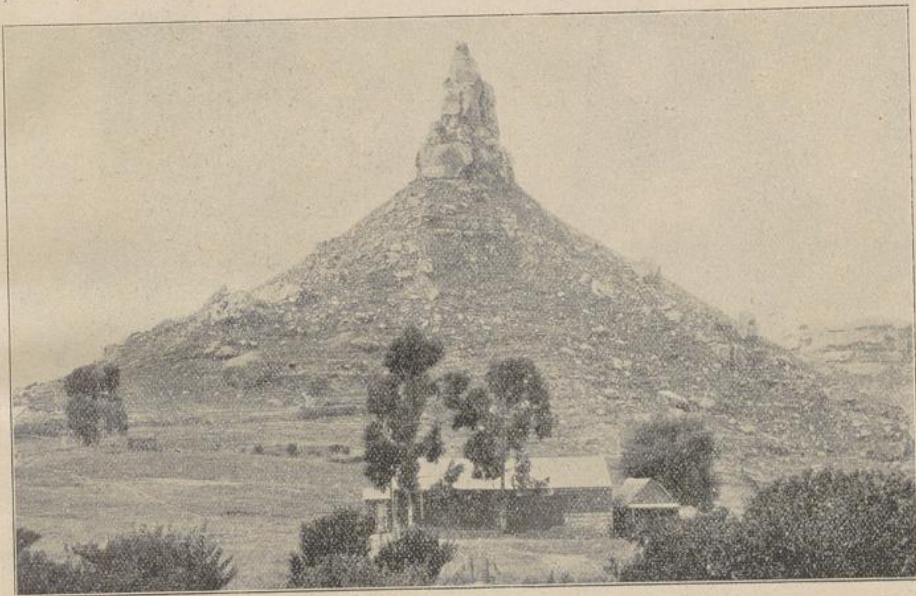
Von Köln nach Mariannhill.

Von Fr. Claudius Kowalewski, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Southampton ist einer der größten Hafenplätze Englands. Gleich bei der Einfahrt in die weite Bucht bemerkten wir eine Menge englischer, deutscher, amerikanischer und russischer Schiffe; es war ein ganzer Wald von Masten, ein buntes Gewimmel von Rähnen, Schleppern, Kuttern und sonstigen großen und kleinen Schiffen. Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick; sie ist proper und rein und mit Alleen, Gärten und Parkanlagen geschmückt, wie die englischen Städte überhaupt.

Unser Dampfer hielt jedoch hier nur wenige Stunden. Schon um zwei Uhr nachm. bedeutete ein mächtiger Pfiff der Schiffslokomotive, es sei hohe Zeit, daß



Berg im Basutoland.

Wie aber wird es ihm erst vor Gott, dem ewigen Richter, ergehen? Der Gefangene sinnt und sinnt, er erinnert sich wieder der christlichen Lehren, die er in der Missionschule zu Reichenau gehört; sein Herz taut auf, er bittet um Unterricht und um die heilige Taufe.

P. Sirtus, der Missionär von Reichenau, nimmt sich des Unglücklichen liebevoll an, besucht ihn wiederholt im Gefängnisse und taucht zuletzt den reumütigen Schächer auf den Namen D i s m a s. Dieser ist fortan wie umgewandelt und empfängt kurz darauf — denn die Zeit drängt, — seine erste heilige Kommunion, sowie das heilige Sakrament der Firmung, das hierzulande im Falle der Not auch einfache Priester spenden dürfen. So war also durch die Gnade Gottes in kurzer Frist aus dem Diebe und Mörder ein Kind Gottes geworden.

Der neue Dismas steht ruhig seinem Ende entgegen. Den Tod nimmt er willig an als Buße für seine Sünden, und bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, ist seine Seele, so hoffen wir sicher, bei seinem Erlöser im himmlischen Paradies.

Fr. Joseph, R. M. M.

alle, die nicht zur Bemannung oder den Passagieren zählten, das Schiff verließen. Denn in der Regel findet sich, wenn ein Dampfer im Hafen hält, allerlei Volk ein. Die einen wollen das Schiff besichtigen, andere einen Freund besuchen oder ein Geschäftchen machen usw. Es wird ihnen das, solange sie sich ruhig und anständig verhalten, gerne gewährt. Ist aber die Zeit der Abfahrt nahe, dann kommt das erwähnte Zeichen, damit nicht etwa so und so viele als unfreiwillige Passagiere mitfahren.

Kurz darauf kamen wieder zwei Schleppdampfer und legten sich an unsern Kolosse fest, der eine vorn, der andere hinten. Langsam, langsam bugierten sie die „Abondale-Castle“ aus dem Hafen hinaus, dann aber setzte die eigene gewaltige Schiffsmaschine ein; schäumend schossen die Wogen an der sich immer schneller drehenden Schraube empor, ein zweiter hohler Pfiff besagt, daß der Dampfer fremder Hilfe nicht mehr bedarf, die Schlepper kehren in den Hafen zurück, unser Schiff aber eilt hinaus auf die hohe See und fährt, eine lange helle Wasserstraße hinter sich lassend, dem fernen Süden zu.

Es war Samstag, den 11. März, als wir nachmit-

tags drei Uhr bei denkbar schönstem Wetter und heiterster Gemütsstimmung vor Southampton abfuhr und dabei vom europäischen Kontinent Abschied nahmen. Für manchen aus uns war es wohl ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Doch wir nahmen das nicht so ernst; unsere wahre, ewige Heimat ist im Himmel oben.

Weil wir bisher von der Seefrankheit verschont geblieben waren, wähten viele, von diesem Uebel überhaupt nichts mehr fürchten zu müssen, sie hielten sich schon für seefest. Gütliche Täuschung! Am nächsten Tag schien die Sonne schon nicht mehr so schön und je weiter wir aus dem Kanal in den berühmten Meerbusen von Biskaya hineinkamen, desto mehr hoben und

uneinanderwerfen, es jekt auf die schwindelnde Höhe eines schäumenden Wogenkammes emporhebend, jekt in die schwarze, gährende Tiefe hinabschleudernd! Doch hören wir, wie der Psalmist den Sturmwind schildert auf hoher See: „Die auf das Meer hinab in Schiffe stiegen, sahen des Herren Werk und seine Wunder in der Wassertiefe. Er sprach; da stand der Sturmwind auf, und hoch die Wogen gingen. Sie stiegen bis zum Himmel hinan und sanken darauf in den Abgrund. Ihre Seele schwand dahin in Weh. Sie kreiften und schwankten einem Trunkenen gleich, und all ihre Weisheit ward verschlungen. Da schrien sie zum Herrn in ihrer Not, und er führte sie heraus aus der Trübsal. Er wandelte den Sturm in Säuseln, es schwiegen seine



Junger Elefant trinkt aus der Medizinflasche.

senkten sich die Wogen. Unser Schiff begann zu tanzen, legte sich bald auf die eine Seite, bald auf die andere und senkte sich jekt nach vorne und dann nach hinten, während der schäumende Wogenanprall tosend an die eisernen Schiffswände schlug, und der Gischt wie ein Sprühregen das ganze Deck überschüttete. Da war es mit der Stärke und Seetüchtigkeit der meisten Neulinge aus; es wurde ihnen so eigen, so ganz unheimlich zu Mute, und bald suchte der eine, bald der andere ein einfaches Mätzchen aus, um dem zürnenden Neptun freiwillig oder gezwungen sein Opfer zu bringen. Auch den armen Kandidatinnen gings nicht besser; namentlich eine von ihnen kam aus diesen Erschütterungen gar nicht mehr heraus.

Die Matrosen und Stewards dagegen lachten. Was wir Sturm nannten, hießen sie einfach „bewegte See“. Wie mag's dann erst bei einem wirklichen Sturm oder gar bei einem Orkan zugehen? Wenn unter dem Heulen des Sturmwindes die tosenden Wasserberge turmhoch heranstürmen, und das Schiff wie eine Nußschale

Wogen, und die Freude kehrte wieder, da er sie führte nach dem Hafen ihrer Sehnsucht.“ Ps. 106, 23—30.

„Da verschwindet aller Menschenwitz“, sagt treffend der königliche Sänger. Wir hatten als „erprobte“ Mittel gegen die Seefrankheit allerlei Tropfen und Medikamente mitgenommen, doch mit geringem Erfolg. Glaubte sich der eine oder andere kuriert, so ging im nächsten Viertelstündchen das Uebel schon wieder los. Doch hienieden hat alles seine Zeit; nach ein paar Tagen waren wir aus dem stürmischen Meerbusen von Biskaya heraus, die Wogen legten sich, und die Sonne schien so hell und klar vom azurblauen Himmel, als wäre nichts geschehen. Da war's auch bei uns mit der Seefrankheit aus, scherzend und lachend kam alles auf's heitere Deck, und auch bei Tisch füllten sich rasch die bisherigen großen Lücken, hatte doch mancher von uns zwei bis drei Tage lang nicht das geringste genossen. Um so besser war jetzt der Appetit, und man freute sich, daß man jekt auch aus „Erfahrung“ reden konnte, wenn das Gespräch auf die gefürchtete Seefrankheit kam.

Donnerstag, den 16. März, sahen wir von ferne den Bild von Teneriffa aufsteigen, den höchsten Berg der kanarischen Inseln. Bald kam die ganze prächtige Inselgruppe, auf der schon ein tropisches Klima herrscht, zum Vorschein. Langsam fuhren wir am Leuchtturm vorbei und warfen, etwa einen Kanonenschuß vom Lande entfernt, die Anker. Hier mußte der Dampfer Kohlen und Wasser einnehmen, und gab es daher einen Aufenthalt von fünf bis sechs Stunden.

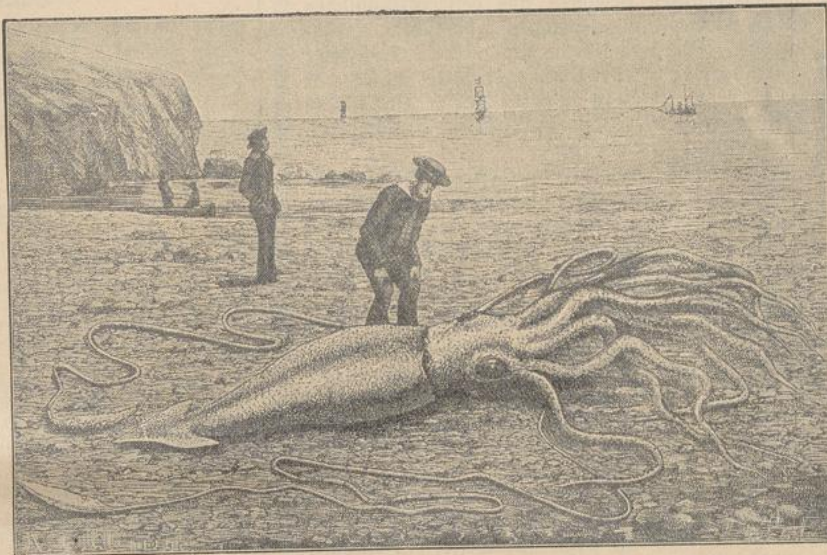
Sofort kamen von der Landseite her eine Menge kleiner Boote herangejagt und umlagerten das Schiff. Die dunkelfarbigen Insassen boten den Passagieren Bananen, Ananas, Orangen und andere Süßfrüchte an, desgleichen Wein, Liköre, Zigarren usw. Ein Schwarm von Händlern und Kaufleuten kam sogar an Bord und breitete hier seine Waren aus. Schnell war das Schiff zur Markthalle geworden; da gab es Stickerereien, feine Teppiche und Schmucksachen jeder Art, desgleichen Kleiderstoffe, Mützen, Palmhüte, Schuhe, Rohrseffel, Muscheln, Korallen und tausend andere Dinge. Noch viel bunter als hier geht's übrigens bei solchen Anlässen an der Ostküste Afrikas, speziell in Sansibar, Aden und Port-Said zu, wo die Soanesen und Araber ihren seltenen Warenreichtum mit einer Ausdringlichkeit an den Mann zu bringen suchen, die an's Unglaubliche grenzt.

Großes Interesse erregten einige Knaben, die in ein paar winzigkleinen Booten ohne Ruder und Segel, bloß mit den beiden Händen plätschernd, im Badefoß zum herangefahren kamen. Plötzlich kippte das eine Boot um, und der arme Junge verschwand spurlos im Wasser! — Entsetzt schrie mancher der Passagiere laut auf, doch siehe, nach ein paar Augenblicken tauchte der kleine Wicht wieder auf und zeigte lachend seine glänzend weißen Zähne. Er hatte bloß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen und bat jetzt, man solle ein Geldstück ins Meer werfen, er wolle es auffischen. Wirklich warf bald der eine, bald der andere Herr eine Münze, etwa ein Rehnpfennigstück oder einen englischen Sixpence ins Wasser. Im Nu stürzt ihm der Kleine nach, taucht nach ein paar Augenblicken wieder auf und zeigt die Münze triumphierend in seiner Rechten. Dann verbirgt er sie zwischen den Zähnen und fordert das Publikum zu fernem Geldwerfen auf. Nun macht sich der zweite Knabe bemerkbar; er ruft in gebrochenem Deutsch: „Andere Seite! Unter Schiff!“ und verschwindet wieder im Wasser. Alles eilt hinüber, auf die andere Seite des Schiffes. Man wartet und wartet, endlich taucht ein Arm und jetzt ein lachendes Gesicht auf. Der lose Junge ist wirklich unterm Schiff hindurchgeschwommen. Dazu scheint ihn das mutige Wagnis gar nicht sonderlich angestrengt zu haben, denn er ist sofort bereit, ebenfalls, wie sein Genosse, Münzen aus der See zu fischen. Solche Schwimmer und Taucher gibt's übrigens auch anderwärts, in Neapel ebensoviel, wie in Aden und Sansibar.

(Schluß folgt.)

Ein Riesentintenfisch.

Schon seit alten Zeiten geht die Sage von allerlei Meeresungeheuern, welche den Seefahrern Schrecken und Entsetzen bringen. Besonders die großen See-ischlangen und andere Gebilde sind bei den Abergläubischen gefürchtet. Tatsächlich birgt das Meer Tierformen von kolossaler Größe, aber dieselben haben längst ihre Schrecken verloren. Unser Bild stellt ein solches Ungeheuer, einen Riesentintenfisch, dar, der vor einigen Jahren in der Dreifaltigkeitsbai auf Neufundland gefangen wurde.



Ein Riesentintenfisch.

Goldkörner.

Nur mit Geduld wird alles Leid überwunden; nur durch Geduld kommen wir ans ewige Ziel, denn der Weg zum Himmel ist der Weg des Kreuzes. Also nichts übertreiben, nichts überstürzen, auch kein Glück überschätzen, nicht unbefonnen ins Verderben rennen! Gott selbst ist das vollendetste Ebenmaß in allen Dingen, Seine Weisheit kennt kein „Zuviel“, Seine Liebe kein „Zuwenig“; lassen wir Ihn, lassen wir Seine Lehre als die Richtschnur gelten für unser inneres Leben. Einfach, mäßig und genügsam — klagen wir über keine Entbehrung, murren wir über keine Entsagung, verlangen wir nichts Unmögliches, nichts Unpassendes. Gott gibt uns, was wir brauchen: davon seien wir überzeugt; dieser Gedanke macht uns zufrieden — was wollen wir mehr?

Aus des Teufels Notizbuch.

Die „Fliegenden Blätter“ haben durch einen Zufall des Teufels Notizbuch gefunden und ihren Lesern nur ein Blatt aus ihm bekannt gemacht. Es ist vom 19. September; an diesem Tage hat sich der Teufel aufgeschrieben, was er im Auftrage des Försters Hölbrandl an einem einzigen Tage alles holen soll, nämlich: das Wetter, den Kaffee, den Krämer, den Schuster, das Bodagra, den Weg, den Dackl, die Tabakspfeife, den Büchsenmacher, die ganze Jägerei, die Holzarbeiter, den Assessor, den Herrn Forsttrat, die Regierung, das Ministerium, das Essen, die Köchin, den Metzger, die Fliegen, den Durst,

das Bier, den Wirt, den Bräuer, die Kellnerin, die Karten, den Herrn Lehrer, ihn selbst, die Finsternis, die ganze Wirklichkeit. Das ist selbst dem Teufel zu viel, und darum machte er ein ingrimmigtes Gesicht, als er sich alles aufschrieb, damit er nichts vergesse.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur „Kassische Heiratsgesetze“, „Die Schwiegermutter unter den Zulus“, „Gerettet in höchster Not“, „Der kleine Zeitungsträger“, „Ein unerhörtes Kunstwerk“, „Herstellung des Geldes“.

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck**. Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen allen denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.**, für Oesterreich-Ungarn **60 Heller**, für die Schweiz **65 cts.**



Abreiß-Kalender

für die
katholische Familie
1912.

Zu beziehen durch Vermittelung der **Mariannhiller Missions-Vertretung**, deren Adresse auf der ersten Seite genau angegeben ist.

Briefkasten.

H. F. G., Emmerich und A. B.: Betrag dankend erhalten.
(Muß übersehen worden sein.)
A. Sch., Emmerich: Erhalten.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Abonnent des Vergißmeinnicht: Drei Patente als unbekannt aus Falkenberg erhalten.
(Provinz Hannover) Erding.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen
aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Heusweiler, Köln-Sülz, Münster, Epe, Cochem, Eicherheid, Günterode, Krauthausen, Neuf, Nachen, Rheinbrohl, Rheurdt, Commer, Gief, Firmenich, Westernhausen, Forst, Oberdorf, Eggenfelden, Hültingen, Gansbittelbrunn, Oberwittighausen, Gau Weinheim, Dettelbach, Thüngersheim, Forchheim, Biberach.

Dankagungen

gingen ein aus: B. bei Tachau, Westböhmen. Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erholung. Dank der immerwährenden Hilfe und dem hl. Moyses für glückl. Examen. Oberwittighausen: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Rita für Hilfe in schwerem Anliegen. Jimpan. Durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius von schwerer Krankheit geheilt: Randersacker.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Schaun, Linz a. D., B. bei Tachau, Westböhmen, Ternita, Breslau, Neuen (Smal), Freising, Grafenhausen. Wiederfindung eines verlorenen Gegenstandes. Um Erlangung einer Stelle als Krankenpflegerin. Zu schwerem Seelenanliegen. Krankenheim. Augsburg. Friede in der Familie. Bruder in gemischter Ehe. Söhne in der Fremde. Krankes Dienstmädchen um glückl. Sterbestunde. Um Beharrlichkeit, gute Stelle, gutes Examen. Für einen unglücklichen Vater. Wiedererlangung der Gesundheit. Würzburg, Stoffen, Felzenzell, Zell a. H., Reichstett, Bafel, Burghall, Langenbrunn, Freystadt, Mühldorf, Tantenhausen, Eglham, Großheubach, Westernhausen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

H. P. Polbers, Capellen. Joh. Peter Widdauer, Imgenbroich. Franz und Justina Henning, Schwelm. Gertrud Agnes Weiners, Evelen. Margaretha Elisabeth Weil, Zella. Feinr. Wulf, Deleke. Christian Mayer, Eilendorf. Maria Bahrenberg, Altendorf. Maria Nierbed, Nachen. Konrad Lühmeier, Oberhausen. Theresia Ostmeier, Fichtorf. Peter Angel, Gressenich. Elise Deon, Beuel. Gertrud Schornstein, Schmidhof. Franziska Hallenke, Varmen. Erv. Mutter Erika, Oldenburg. Johann Hippen, Oldenburg. Anna Brülls, Köln. Ludwig Kraus, Heiligenhaus. Pfarrer Wilh. Schlottmann, Schwaney. Eva Maria Rau, Köln. Christian Casello, Trier. Johannes Kalthauer, Weimar. Hubert Kleefus, Heimersheim. Louise Straffen, Dören. Katharina Eichart, Köln. Theresia Deitermann, Ochtrup. Hochw. Gerh. Math. Coratps, Nachen. Hubert Post, Griesberg. Christoph Flammersheim, Adenau. Karl Schorner, Lahr. M. Gertrud Wesseler, Gersmold. Maria Dietrich, Ammerzweiler. Joh. Bapt. Bayer, t. Professor, Würzburg. Witwe Gabriel Schweiger, Niederlauterbach. Franziska Ehrhardt, Kagenstein. Elisabeth Falkenhahn, Wiesenfeld. Kaspar und Veronika Erb, Segelbach. Josef Sauermilch, Geismar. Franz Josef Wiedmann, Waldsee. Marg. Donhauser, Wolkfeld. Pfarrer Heilig, Obereisenbach. Walburga Gersner, Desterburg. Gertrud Steinbruger, Balshweiler. Felix Staab, Heinrichsthal. Alois Halter und Katharina Schindler, Steinburg. Marg. Stillinghammer, Alstötting. Maria Karstädter, Untergriesbach. A. Dalbig, Pfarrer, Bahl. Pfarrer Kruiner, Siburg. Veronika Kunzmann, Diefenheim. Pfarrer Kösch, Amtzell. Pfarrer Eisele, Sasbach. Karl Franz, Nürnberg. Joh. B. Albrecht, Pfarrer, Appenweier. Pfarrer Joh. Ed. Falkenstein. Kresz. Schmelter, Mering. Michael Nishner, Ernsting. Lorenz Schäfer, Hochhausen. Wilhelm Bleß, Karolina Goffart, Bernard Reichert, Sedach. Wwe. Kinn, Reichstett. Michael Strebler, Griesbach. Olive Duffner, Rohrbach. Anna Maria Dreibus, Gabsheim. Johanna Reischer, Katharina Rottaler und Anton Vffenbauer, Landau a. Har. Fidori Straub, B. Pfanz, München. William Raubach, Winlock, Wash. Elizabeth Mueller, Carroll, Iowa. Peter Schmidt, Montown, Pa. Bernard Kuennen, Raneoma, Iowa. Mr. Kneth, New-York, N.-Y. Elizabeth Ortloff, Brooklyn, N.-Y.



